

Anselm Tietsch

Wir können's ja nicht lassen!

Erlebnisse und Erfahrungen aus sechs Jahrzehnten



Anselm Tietsch

25. Februar 1916	geboren in Berlin-Schöneberg
1934	Abitur
1934 - 1937	Theologiestudium in Berlin und Tübingen
1937	Ausschluss von allen deutschen Universitäten
1937 - 1939	Illegales Studium und 1. Examen bei der Bekennenden Kirche, Vikariat an Zwölf-Apostel in Berlin
1939 - 1945	Kriegsdienst
1940	2. Examen
1941	Ordination
1945 - 1949	Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion
1949 - 1955	Pfarrer in Berlin-Mahlsdorf
1955 - 1960	Studiendirektor am Sprachenkonvikt in Berlin
1960 - 1986	Dozent für Altes und Neues Testament an der Predigerschule Paulinum Berlin
1970 - 1981	Direktor am Paulinum
1963 - 1995	im Vorstand der Berliner Stadtmission

Inhalt

Vorwort	S.1
Studium im Kirchenkampf	
Die Entscheidung	S.2
Kirche in Anpassung und Widerstand	S.5
Studium trotz Verbot	S.9
Wie ich Gemeinde erlebte	S.12
Deportationen	S.15
Ein Mann, der nicht aufgibt	S.17
Im Zweiten Weltkrieg	
"Eingezogen zu einer kurzen militärischen Übung"	S.19
Fronteinsatz	S.23
Überfall auf die Sowjetunion	S.27
Stalingrad - die Wende	S.31
Bomben auf Berlin	S.34
In russischer Kriegsgefangenschaft	
Skora domoi	S.37
Gemeinde im Untergrund	S.42
Am nächsten Sonntag ist Gottesdienst	S.48
Ökumene hinter Stacheldraht	S.51
Über Moskau nach Hause	S.54
Mahlsdorf, unsere erste Gemeinde	
Eine Gemeinde im Aufbruch	S.59
Die Stasi im Gottesdienst	S.65
Werft euer Vertrauen nicht weg!	S.68
Das Sprachenkonvikt	
Ein Leben in zwei Welten	S.74
Sonderbare Zeitgenossen	S.85
Verhandlungen mit Behörden	S.88
Das Paulinum	
Der Anfang	S.91
Die Dozenten	S.95

Die Schüler	S.97
Die Leitung der Schule	S.98
Predigtendienst an Marien	S.100
Semesteranfangsrüsten und offene Abende	S.102
Die Chorfahrten des Paulinums	S.104
Begegnungen mit Behörden	S.107
Unterwegs zu Alt-Paulinern	S.110
Zeiten der Bewährung	S.116
Neue Initiativen	S.119
Chancen und Risiken	S.125
Die Studienreform	S.132
Abschied vom Paulinum	S.137

Marzahn

Ein Neubaugebiet wächst heran	S.140
Als Missionarin ausgesandt	S.141
Von Tür zu Tür unterwegs	S.143
Eine Gemeinde entsteht aus dem Nichts	S.145
Die Hauskreise	S.146
Das Wohnen im Neubaugebiet	S.147
Das Haus in der Prignitzstraße	S.148
Die Junge Gemeinde	S.149
Frieden schaffen ohne Waffen	S.151
Zusammenarbeit mit den Behörden	S.154
Ökumene vor Ort	S.156
Taufboom und Kinderabendmahl	S.159
Das Gemeindezentrum in der Maratstraße	S.162

Ruhestand S.165

Ende und Neuanfang S.168

Wir können es ja nicht lassen.

Erlebnisse und Erfahrungen aus sechs Jahrzehnten

"Sie sollten aufschreiben, was Sie erlebt haben", forderte mich der Präsident der Evangelischen Kirche der Union, Region Ost, Dr. Friedrich Winter, zu Beginn meines Ruhestandes auf. Er gab den Anstoß, meine "Erinnerungen" für meine Kinder und Enkel niederzuschreiben. Erfahrungen, die mir wichtig geworden waren als Zeitzeuge des Kirchenkampfes der Bekennenden Kirche oder aus russischer Kriegsgefangenschaft und die ich weitergab an die Junge Gemeinde in Berlin-Mahlsdorf-Süd und an die Theologiestudenten der Predigerschule Paulinum. Friedrich Winter war es auch, der mich ermutigte, diese "Erinnerungen" auszugsweise zu veröffentlichen, um sie einem größeren Kreis zugänglich zu machen, als dies nach der Wende möglich wurde. Ihm gilt mein besonderer Dank. Ein Dank auch allen, die mich auf diesem meinem Lebensweg begleitet haben, allen voran meiner Ehefrau, deren Arbeit als "Missionarin" im Neubaugebiet Marzahn ich miterlebt habe und mitteilen darf. Sie gab auch die Anregung zu dem Titel, jenem Wort der Apostel:

"Wir können es ja nicht lassen, zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben" (Apg.4,20).

Ein Zeuge hat auszusagen, was er gesehen und gehört hat. Er ist dazu verpflichtet. Von seiner Aussage kann ein Menschenleben abhängen.

"Sagen Sie die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!" sagte mir ein sowjetischer Offizier bei meiner Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft. Das ist mir Verpflichtung geblieben bis auf den heutigen Tag.

Abgeschlossen hatte ich meine "Erinnerungen" am 15. Dezember 1990, zum Druck freigegeben habe ich sie am 16. Dezember 1995, zum 50. Jubiläum des Theologischen Seminars Paulinum.

Anselm Tietsch

Studium im Kirchenkampf

Die Entscheidung

Mein Elternhaus war bürgerlich-christlich und deutschnational. Mein Vater hatte ausdrücklich bestimmt, dass ich nicht auf ein humanistisches Gymnasium gehen dürfe. Der Junge soll auf keinen Fall Pfarrer werden. In der Verwandtschaft meines Vaters gab es schon einen Pfarrer, den Onkel Traugott, und der war ein Despot. Das war genug. Und als meine Mutter meinen Konfirmator fragte, es gäbe doch da eine evangelische Jugendgruppe, ob das nicht etwas für mich wäre, schlug der alte Herr die Hände über dem Kopf zusammen: Nur das nicht! Die treten doch das ganze Linoleum im Gemeindehaus kaputt! Ich aber war froh über diese Ablehnung. Ich war der einzige Sohn im Hause und ein ausgesprochener Einzelgänger.

Auf diesem Hintergrund muss man die Entscheidung verstehen, die sich dann trotzdem anbahnte. Ich hatte in der Schule einen einzigen Freund, der mich Woche für Woche mit unglaublicher Geduld zu den Heimabenden des Bundes deutscher Bibelkreise (BK Wilmersdorf) einlud. Ich staune heute noch über diese seine Ausdauer. Ein halbes Jahr lang hielt er die Werbung durch, ich aber wollte nicht. Zuletzt konnte ich mich schon nicht mehr in den Pausen auf den Schulhof wagen, weil ein ganzer Schwarm von jungen BK-lern mich mit ihrer Einladung bedrängte. Das war denn doch zu viel. Ich erklärte: "Ich komme mit, aber nur unter einer Bedingung: Wenn mir dieser eine Abend nicht zusagt, müsst ihr mich ein für alle Mal mit weiteren Einladungen verschonen".

Ich ging mit, und es bedurfte keiner weiteren Einladung mehr. Es ging ganz anders zu, als ich erwartet hatte. Kein Pfarrer im schwarzen Anzug mit Stehkragen hinter einem Rednerpult, sondern ein Kreis junger Menschen, die fröhlich und ungezwungen beisammen waren. Die Leitung hatte ein Diplomingenieur oder ein Journalist, später ein Zahnarzt. Mein Eintritt in den BK war eine Weichenstellung. Hier lernte ich die Bibel kennen. Gemeinsame Bibelarbeit, in der jeder zu Worte kam,

nicht nur der Leiter, war eine überaus ansprechende Sache. Tägliche Bibellese wurde mir durch den BK zu einer Lebenshilfe ohnegleichen. Wenn ich einmal einen Tag ohne Bibellese begann, so fehlte mir etwas. Und die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten wurde mir zu einer Notwendigkeit, auf die ich in Zukunft nicht mehr verzichten konnte. Aus einem Individualisten wurde ein Mensch, der andere Menschen als Geschenk und Bereicherung erfuhr. Zugleich aber hatte ich von meinem Freund gelernt, keinen Menschen aufzugeben, - eine Aufgabe, die im späteren Pfarramt noch von besonderem Gewicht werden sollte.

Januar 1934. Der BK Wilmersdorf hatte ein Anschlagbrett in der Schule, im ersten Stock direkt an der Mittelstufe an einem Platz, an dem jeder vorbeikommen musste. Ich war der Brettwart und hatte für ständig neue attraktive Anschläge zu sorgen. Häufig wurden diese von der Hitlerjugend wieder abgerissen, die uns als Konkurrenz ansah. Umso mehr bestand Anlass, für neues Bild- und Einladungsmaterial zu sorgen. So war ich auch nicht erstaunt, als an einem Mittwoch früh unser Brett wieder leer war. Erste Stunde Religion. Das gab es damals noch im Jahre 1934. Der Unterricht hatte kaum begonnen, als der Hausmeister das Klassenzimmer betrat: "Tietsch zum Direktor"! Verwundert sahen mich meine Klassenkameraden an. Ich war mir keiner Schuld bewusst. Im Vorzimmer des Direktors hörte ich diesen hinter der dicken ledergelasteten Tür brüllen.

Ich dachte, wen mag er da wohl vorhaben. In dessen Haut möchte ich nicht stecken. Doch der Schuldiener bedeutete mir, ich solle nur sofort eintreten. "Der Direktor erwartet Sie!" Im Zimmer des Direktors aber war niemand außer ihm selbst. Als er mich sah, begann er erst recht loszubrüllen. Worte fielen wie „Boykott“, „Sabotage“! Es dauerte Minuten, bis ich überhaupt begriff, worum es ging. Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief von Martin Niemöller an die Eltern unserer Jungen. Den hatte ich ahnungslos an unser Brett geheftet. Der sei staatsgefährdend. Den hätte ich als einen persönlichen Angriff auf ihn, den Direktor, veröffentlicht. Er schimpfte so, dass ich gar nicht zu Worte kam. So kam ich auch nicht in Verlegenheit, was ich

ihm antworten sollte. Noch in gleicher Stunde wurde das ganze Lehrerkollegium zusammengerufen. Erst am Ende der zweiten Unterrichtsstunde kam mein Klassenlehrer herein mit den Worten: "Du hast noch einmal Glück gehabt. Aber in einem Monat ist Abitur!" Das sagte genug.

Das Abitur kam heran. Es ging in alphabetischer Reihenfolge. So war ich erst am zweiten Tag dran. In dem Augenblick, als der Direktor mich zu prüfen begann, kam der Schulrat herein. "Herr Kollege, Sie gestatten, ich übernehme die Prüfung." Und ich war gerettet. Ich bestand das Abitur mit "gut". Den Ärger meines Direktors kann man sich denken. So stand auch einem Theologiestudium nach abgeleistetem Arbeitsdienst - für angehende Studenten obligatorisch - nichts mehr im Wege. Jener Zusammenstoß aber mit meinem Direktor, einem kommissarisch eingesetzten rabiaten Nationalsozialisten, war ein Vorgeschmack des beginnenden Kirchenkampfes.

Kirche in Anpassung und Widerstand

Der Kirchenkampf war bereits voll im Gange, als die Wahl des Wehrkreispfarrers Ludwig Müller zum Reichsbischof stattfand. Ganze SA-Verbände marschierten geschlossen zur Kirchenwahl, gleichgültig, ob sie der Kirche angehörten oder nicht. Auf diese Weise errangen die sogenannten "Deutschen Christen" die Mehrheit, und der von uns allen erhoffte, im In- und Ausland angesehene Pastor von Bodelschwingh aus Bethel war abgewählt worden. Die erste Tat des neuen Reichsbischofs war die Überführung der evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend als ein persönliches Geschenk an den Reichsjugendführer Baldur von Schirach. Alle anderen Jugendverbände der Bündischen Jugend waren bereits vereinnahmt worden oder in den Untergrund gegangen. Allein die konfessionelle Jugend hatte noch ihre Eigenständigkeit bewahrt. Der Bund deutscher Bibelkreise löste sich jedoch auf, um eine Überführung in die Hitlerjugend zu verhindern. Trotzdem gab es auch BK-ler, die sich vereinnahmen ließen. Man hatte ihnen zugesichert, sie könnten mit ihren Gruppen in der Hitlerjugend sogleich ihre Arbeit fortsetzen. Sie meinten, sie müssten diese missionarische Chance wahrnehmen, was sich jedoch bald als ein völliger Trugschluss erwies. Wir anderen versuchten, ohne jede Organisation junge Menschen um die Bibel zu sammeln. Es war dies der Anfang der späteren Jungen Gemeinden. An die Stelle einzelner und oftmals konkurrierender Jugendverbände (Bund deutscher Bibelkreise, Christliche Pfadfinderschaft, Christlicher Verein junger Männer, Jugendbund für unterschiedenes Christentum) trat nun eine evangelische Jugendarbeit, die durch die Kirchengemeinden verantwortet wurde. Der evangelische Jugenddienst in Wilmersdorf hatte bald einen erstaunlichen Zulauf, was man jedoch nicht verallgemeinern darf. An die 300 Jugendliche kamen Woche für Woche, ungeachtet ihrer Mitgliedschaft in der HJ. Hauptanziehungskraft war ein Jugendwart, den die Kirchengemeinde vom CVJM übernommen hatte. 60 Bezieher hatte die "Jungenwacht".

"Jungen, wacht für Deutschlands Ehre in Gottes Kraft", war die Losung dieser evangelischen Zeitschrift, die zu der Zeit noch gedruckt werden durfte. Das nationale Element neben dem christlichen war auch hier unverkennbar. Gewisse Tendenzen machten sich gelegentlich auch auf unsern Vortragsabenden bemerkbar. So hatten wir einmal einen Araber, Herrn Said as fur, auf Deutsch "glücklicher Vogel", zu Gast, der von dem Kampf der Araber gegen die Juden in Palästina erzählte. Sie streuten Nägel auf die Straßen, um die Reifen jüdischer Fahrzeuge zum Platzen zu bringen. Ein andermal war Eugen Strobel, ein Jugendfreund Adolf Hitlers, bei uns. Er erzählte, wie er mit Hitler Melder im Ersten Weltkrieg gewesen war. Damals habe Hitler noch ein Neues Testament im Tornister gehabt. Im Ganzen verlief unsere Jugendarbeit ungestört. Die Unvereinbarkeit von Christentum und Nationalsozialismus war der öffentlichen Meinung noch keineswegs bewusst. Die Partei stand "auf dem Boden eines positiven Christentums" hieß es im Parteiprogramm offiziell. Was unter einem positiven Christentum zu verstehen war, sollte erst später deutlich werden. Und hatte der Reichsbischof nicht recht getan, wenn er durch die Überführung der evangelischen Jugend in die Hitlerjugend einen Konkurrenzkampf beider verhinderte? So jedenfalls dachte man weithin.

Ein weiterer Schritt des Reichsbischofs war die Einführung des "Arierparagrafen" in der Kirche. Wer Nichtarier, d.h. jüdischer Abstammung war, konnte nicht länger Glied der Deutschen Evangelischen Kirche sein. Nichtarier durften weder getauft noch konfirmiert noch getraut, ja nicht einmal kirchlich beerdigt werden. Gottesdienstbesuch und Teilnahme am Abendmahl waren ihnen verboten. Pfarrer, die dies trotzdem zuließen, machten sich strafbar. Pfarrer, die selber jüdischer Abstammung waren, wurden von der deutsch-christlichen Kirchenleitung ihres Amtes enthoben. Sie waren gezwungen, auszuwandern, doch blieb ihnen auf diese Weise Auschwitz erspart. Viele Pfarrer aber beugten sich dem Arierparagrafen, auch wenn sie keine Deutschen Christen waren. Christen und Pfarrer jüdischer Herkunft ergaben noch nicht ein Prozent innerhalb der Deutschen Evangelischen Kirche. Man könne doch

nicht um dieser verschwindenden Minderheit willen die Existenz der ganzen Kirche aufs Spiel setzen.

Eine weitere Forderung der Deutschen Christen war die Abschaffung des Alten Testaments. Weg mit dem Judenbuch mit seinen Viehtreiber- und Zuhältergeschichten! Alttestamentliche Texte durften nicht mehr gepredigt noch im kirchlichen Unterricht behandelt werden. Das Gegenteil war die Folge. Das Alte Testament wurde neu entdeckt, ja ganze fortlaufende Predigtreihen über die Zehn Gebote, den Propheten Amos oder das Danielbuch wurden gehalten. Wie aktuell das Alte Testament, beispielsweise die prophetische Kritik am Königtum, ist, das ist uns in jenen Jahren erst aufgegangen.

Als weitere Maßnahme wurde 1938 nun auch der Beamteneid auf den "Führer" von der Kirche, nicht von Hitler selber gefordert. Die Pfarrerschaft war als einzige Berufsgruppe davon ausgenommen gewesen. Die Vereidigung der Pfarrer war längst fällig, nachdem deutschchristliche Pfarrer in Thüringen Hitlers "Mein Kampf" statt der Bibel auf den Altar gelegt und das Altarkreuz durch ein Hakenkreuz ersetzt hatten. Hier aber gab es erheblichen Widerstand. Hunderte von Pfarrern verweigerten den Eid und wurden daraufhin verhaftet. Sie wussten sich allein an ihr Ordinationsgelübde gebunden. Diese Verhaftungswelle aber erregte derartiges Aufsehen, nicht nur im Ausland, dass man nach kurzer Zeit die meisten wieder entließ. Längst hatte Pfarrer Niemöller den Pfarrernotbund gegründet, dem bald 7000 Pfarrer angehörten, die im Notfall auch finanziell füreinander und für ihre Familien einstanden. Die Bekennende Kirche hielt Bekenntnisgottesdienste und Versammlungen ab. Die größten Kirchen reichten dafür kaum aus. Im Gegensatz zu der deutsch-christlichen Kirchenleitung und ihrem Reichsbischof hatten sich Bekenntnis-Synoden (Barmen 1934) und eine "Vorläufige Kirchenleitung", die VKL der BK, konstituiert.

In dieser Zeit des Kirchenkampfes hatte ich mit dem Wintersemester 1934/35 mein Theologiestudium begonnen. Die ersten drei Semester verbrachte ich an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität, der jetzigen Humboldt-Universität in Berlin. Großen Zulauf auch von Studenten anderer Fakultäten

fanden die Vorlesungen der Kirchengeschichte von Hans Lietzmann, der uns die Geschichte der Alten Kirche mit ihren Christenverfolgungen im Römischen Reich vergegenwärtigte, ohne dass es eines Hinweises auf die Gegenwart bedurfte. Langweilig dagegen waren die Vorlesungen im Alten Testament - Leonhard Rost war im Kriege verschüttet gewesen und hatte ein Nervenleiden. Johannes Schneider war Baptist und las die Schriften des Neuen Testaments steril und ohne jeden Bezug auf die Gegenwart. Erich Seeberg aber las Martin Luther mit Geist und Humor, so dass nur der Kenner unterscheiden konnte, was Luther und was Seeberg war.

Das 4. Semester absolvierte ich in Tübingen. In dieser alten Universitätsstadt, die sichtlich vom studentischen Leben geprägt war, mit ihrer reizvollen Umgebung, dem Schönbuch, der Alb, mit Radfahrten zum Bodensee und nach Freudenstadt in den Schwarzwald war es eine Freude zu studieren. Hier hörte ich noch Karl Heim, der Glauben und Denken zu versöhnen suchte und bei all seinem Wissen in seiner demütigen, ja fast schüchternen Haltung uns beeindruckt hat. Vor allem aber war es der alte Paul Volz, der uns den Propheten Jesaja und seine Botschaft nahegebracht hat. Er war selber eine patriarchalische Prophetengestalt. Adolf Schlatter war längst im Ruhestand. Aber einmal im Semester durfte eine Studentendelegation ihn besuchen, und ich hatte Glück, dabei zu sein. Wir waren betroffen, als wir ihn sahen, einen Greis in seiner ganzen Hinfälligkeit. Am liebsten hätten wir kehrngemacht, um ihn nicht zu behelligen. Wir durften Fragen stellen; aber dann kamen die Antworten, präzise, wie gestochen. Der ganze Mann war verwandelt. Es war, als habe der Geist Gottes ihn zu neuem Leben erweckt.

Mein Studium in Tübingen war nur von kurzer Dauer. Gebührenerlass und Stipendium wurden gestrichen, da ich nicht organisiert war. "Dreihundert Theologiestudenten sind in der SA. Warum Sie nicht? Haben Sie etwa Bedenken?" In Berlin hatte ich mein Studium durch Nachhilfestunden finanzieren können; in Tübingen nicht. Hier gab es mehr Studenten als Nachhilfeschüler. So kehrte ich traurig nach Berlin zurück.

Studium trotz Verbot

Hier hatte sich die Situation an der Universität deutlich verändert. Das Alte Testament wurde so gut wie nicht mehr gelesen. Fast alle Lehrstühle waren von deutsch-christlichen Professoren besetzt. Attraktiv war lediglich die Vorlesung von Walter Künneth über die Bekenntnisschriften der Reformation, die eine unglaubliche Aktualität gewannen. Es war, als lasen wir sie zum ersten Mal. Sonst aber war an der Universität nichts Rechtes mehr zu holen. So begann ich mit dem Wintersemester 1936/37 neben der Universität mein Studium mit Ergänzungskursen fortzusetzen, die die Bekennende Kirche eingerichtet hatte, um dem Mangel abzuhelpfen. Es war dies der Beginn der späteren Kirchlichen Hochschule Berlin. Aber dieses Studium war illegal. Die Kurse hatten kaum begonnen, als sie auch schon verboten wurden. Wir hatten einen gleitenden Stundenplan und kamen jedes Mal an einem anderen Ort zusammen. Kein Hörsaal, kein Internat standen zur Verfügung. Es war erstaunlich, dass Ärzte, Ingenieure und andere Glieder der Bekennenden Kirche ihre Wohnungen trotz Verbot zur Verfügung stellten. So erfuhren wir, dass die nächste Vorlesung in Kirchengeschichte am Mittwoch in Steglitz in der Bymestraße bei Familie Blank-Lubarsch stattfand, ein andermal in Charlottenburg, Kantstraße 10. Man musste rechtzeitig eintreffen, nicht erst im letzten Augenblick. Wir mussten nacheinander "einsickern", damit es nicht auffiel. Vor Beginn der Vorlesung wurde ein Fluchtplan bekanntgegeben, und einer musste hinter der Gardine die Straße beobachten. Einmal soll es Alarm gegeben haben. Während vor dem Hause ein Lastkraftwagen vorfuhr, verschwanden die Studenten durch die Hintertür. Als die Herren der Geheimen Staatspolizei die Wohnung betraten, fiel eines auf: 13 Hüte waren in der Aufregung in der Garderobe liegengeblieben!

Auf diese Weise studierten an die hundert Theologiestudenten der Bekennenden Kirche. Die Theologie des Alten Testaments hat uns Edo Osterloh erschlossen. Martin Albertz und Hans Asmussen lasen Neues Testament, Heinrich Vogel Dogmatik. Seine Vorlesungen waren gewaltige Höhenflüge. Er machte

seinem Namen Ehre. Wir aber blieben meist auf der Strecke. Auch Helmut Gollwitzer begann in jenen Jahren seine Laufbahn. Joseph Chambon vergegenwärtigte uns die Geschichte des französischen Protestantismus. Günter Dehn brachte uns anschaulich bei, welche Fehler im Konfirmandenunterricht zu vermeiden sind. Wahre Sketche hat er uns dargeboten, geistreich und spritzig. Langeweile kam niemals auf. Aber wie wir den Konfirmandenunterricht richtig zu gestalten hätten, das hat er uns nicht beigebracht. Einer war nicht dabei: Dietrich Bonhoeffer leitete bereits das Predigerseminar in Finckenwalde. Alle unsere Dozenten standen hauptamtlich im Pfarramt, sei es in Berlin, sei es weitab in der Mark, wie etwa Heinrich Vogel in Dobbrikow. So haben sie unter erheblichen zeitlichen Opfern diesen Dienst getan. An Praxisnähe ließen ihre Vorlesungen nichts zu wünschen übrig. Wissenschaftler im akademischen Sinn waren sie nicht. Theologisch gehörten sie fast alle der Schule Karl Barths an und damit der Dialektischen Theologie. Von einer liberalen Theologie und der historisch-kritischen Forschung hielten sie nicht viel. So war unser Studium sehr einseitig. Mit Rudolf Bultmann und seiner Schule wurde ich erst sehr viel später, in den fünfziger Jahren, vertraut. Auch war ich während meines Studiums nach wie vor in der Jugendarbeit tätig - an zwei bis drei Abenden wöchentlich - und ein Semester noch als Senior im Michaelishaus der Christlichen Studentenvereinigung, so dass mein Studium viel zu kurz kam. Was wir jedoch hörten und lernten, war immer existentiell und niemals nur ein Sandkastenspiel.

Am 24. Juni 1937 wurde ich mit 26 anderen Theologiestudenten von allen deutschen Hochschulen relegiert. Begründung: Wir hätten durch unsere Teilnahme an den Kursen der Bekennenden Kirche die Universität boykottiert. Mein Hinweis, dass ich eigens zum Weiterstudium an der Universität ein Stipendium von 75,-Mark pro Semester von der Bekennenden Kirche erhalten habe, von Boykott also keine Rede sein könne, nützte nichts. Auch das Eintreten von Professoren der Theologischen Fakultät für uns, es sei nicht nur unser Recht, sondern geradezu unsere Pflicht, jede Möglichkeit von Weiterbildung wahrzunehmen, wie es auch in anderen Fakultäten üblich war, blieb

erfolglos. So blieb mir gar nichts anderes übrig, als nun erst recht an den Kursen der Bekennenden Kirche teilzunehmen. So habe ich auch mein 1. Theologisches Examen und später das 2. Examen illegal bei der Bekennenden Kirche abgelegt. Die Arbeit der illegalen Kirchlichen Hochschule kam erst im Frühjahr 1941 durch einen Himmler-Erlass zum Erliegen, nachdem auch der letzte Dozent von der Geheimen Staatspolizei verhaftet worden war. Wir aber gedachten mit großer Achtung fürbittend unserer Dozenten, die sich lieber verhaften ließen, als uns im Stich zu lassen; dankbar dafür, dass sie so viele Jahre diesen Dienst unbeirrt für uns getan hatten.

Wie ich Gemeinde erlebte

Nach meinem 1. Examen wurde ich im April 1939 ins Vikariat zu Pfarrer Adolf Kurtz in die Zwölf-Apostel-Gemeinde in Berlin-Schöneberg eingewiesen. Diese Einweisung durch die vorläufige Kirchenleitung der Bekennenden Kirche erfolgte gegen meinen Willen. Ich hatte gehofft, in die Bekennende Gemeinde Berlin-Wilmersdorf zu Pfarrer Heinrich Hüffmeier entsandt zu werden. Das war meine Heimatgemeinde, in der ich jahrelang die Jugendarbeit geleitet hatte, und Pfarrer Hüffmeier hatte mich angefordert. Vergeblich. Und das war mein Glück. Die Wilmersdorfer Arbeit kannte ich und hätte hier nichts Neues zugerlernt. So aber lernte ich noch ganz andere Verhältnisse und Arbeitsweisen einer Gemeinde der Berliner Innenstadt kennen.

Meine Einweisung nach Zwölf-Apostel sollte noch in ganz anderer Weise mein Glück werden: denn hier lernte ich in einem Morgenwachenkreis Gundula Paeslack, meine spätere Ehefrau, kennen. "Wenn nicht geschieht, was wir wünschen, so geschieht doch, was besser ist". Dieser Kreis war zustande gekommen, als in den Schulen die wöchentliche Morgenandacht abgeschafft wurde. Ein kleiner Ersatz sollte die Morgenwache im Pfarrhaus sein, die an jedem Mittwoch um 7:30 Uhr vor Schulbeginn von dem jeweiligen Vikar von Pfarrer Kurtz mit 8-10 Mädchen gehalten wurde.

Aber zurück zu meinem Dienstbeginn in Zwölf-Apostel. Der erste Gang: Pfarrer Kurtz nahm mich mit in die Kirche und verwies auf die unterste Stufe der Kanzeltreppe mit den Worten: "Da ist am Sonntag dein Platz". Ich aber dachte, was soll das? Ist die Kirche so überfüllt, dass es keinen anderen Platz für mich gibt? Erst im Nachhinein erfuhr ich, was sich am Sonntag zuvor zugetragen hatte. Während der Predigt kam eine Frau hereingelaufen und schrie laut: "Weg mit dem Judenknecht!" und stürmte die Kanzel. Dort kam es zum Handgemenge. Der Pfarrer im Talar musste sich dieser Frau erwehren, bis andere zu Hilfe eilten. Die Frau von Pfarrer Kurtz, die Tochter des bekannten Hirnchirurgen Prof. Dr. Borchardt, war zu 50% jüdischen Blutes. Deshalb wurde Pfarrer Kurtz als "Ju-

denknecht" diffamiert. Damit ein derartiger Vorfall sich nicht wiederholen sollte, waren zwei Kirchenälteste am Eingang der Kirche postiert, einer von ihnen ein handfester Schmied. In der vordersten Reihe aber saß die Junge Gemeinde. Als allerletzte Sicherung saß ich auf der untersten Stufe der Kanzeltreppe, dem Blick der Gemeinde verborgen. Glücklicherweise ereignete sich an den folgenden Sonntagen nichts.

Eine weitere Anweisung besagte, dass ich im Pfarrhaus immer das Telefon zu bedienen habe. Im nächsten Augenblick klingelte es auch schon. Ich nahm ab und meldete mich: "Hier bei Pfarrer Kurtz". Darauf hängt der Teilnehmer ab. Das wiederholte sich unzählige Male Tag für Tag. Einmal aber kam ich zu spät, Pfarrer Kurtz nahm selber ab, und ich hörte eine Schimpfkanonade, bis Pfarrer Kurtz abhängte. Anonyme Anrufe; Nervenkrieg.

Meine Aufgabe war es, Hausbesuche in der Gemeinde zu machen und Hauskreise zu leiten. Hier wurde intensive Bibelarbeit getrieben. Was in der großen Bibelstunde im Gemeindehaus nicht möglich war, das war hier die Chance, miteinander ins Gespräch zu kommen. Die Praxis des Bundes deutscher Bibelkreise von einst kam mir dabei zugute. Und diese Hauskreise und Hausbesuche waren nötig, um in dieser Zeit des Kirchenkampfes die beunruhigten und verängstigten Gemeindeglieder zu ermutigen. Zur Gemeinde gehörten die unterschiedlichsten Menschen: einfache Arbeiter, so der bereits erwähnte Schmied, die Zigarrenhändlerin im Laden an der Ecke; Ingenieure und Offizierswitwen. Standesunterschiede spielten keine Rolle mehr.

An Sonnabenden wurde ich oft zur Superintendentur geschickt, um die nächste Kanzelabkündigung der Bekennenden Kirche abzuholen. Das war ein abenteuerliches Unternehmen, möglichst ohne Aktentasche, um nicht aufzufallen. In der U-Bahn gab ich acht, ob mich jemand beobachtete. Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, setzte ich mich sofort an die Maschine, um Abschriften anzufertigen,

die sogleich an einige Kirchenälteste weitergingen. Eine Stunde später war schon die Gestapo, die geheime Staatspolizei, im Haus. Pfarrer Kurtz weigerte sich standhaft, die Kanzeler-

klärung herauszugeben. Erst nach einem langen Disput gab er sie her, und die Beamten verließen zufrieden das Haus. Am Sonntag aber wurde nichtsdestotrotz die Erklärung verlesen! Nicht anders erging es uns mit den Fürbittlisten der Bekennenden Kirche im öffentlichen Gottesdienst. Wir hätten uns in Grund und Boden geschämt, die Namen der verhafteten Pfarrer nicht zu nennen. Wir wussten, wie sehr sie der Fürbitte bedurften. Am Ausgang aber stand ich im Talar, auch wenn ich den Gottesdienst gar nicht gehalten hatte. "Du wirst schon sehen, warum!" hatte Pfarrer Kurtz mir bedeutet. Die Gemeindeglieder drückten mir nicht nur die Hand, sie drückten mir etwas in die Hand: die Kollekte für die illegalen Brüder der Bekennenden Kirche. Nur gut, dass der Talar tiefe Taschen hatte! Diese Kollektenpraxis war notwendig geworden. Die Gestapo hatte schon Gottesdienstkollekten aus den Kollektenbüchsen beschlagnahmt. So wurde auch die Hauptkollekte nicht in die Kollektenbüchsen am Ausgang gegeben. Im Gottesdienst kam die ganze Gemeinde durch den Mittelgang nach vorn und legte ihr Opfer in die Taufschale oder auf den Altar, um durch die Seitengänge ihre Plätze wieder aufzusuchen. Das Dankopfer war ein Teil des Gottesdienstes. Vom Altar oder dem Taufbecken würde die Gestapo nicht wagen, die Kollekte zu beschlagnahmen. Unbemerkt brachten wir sie dann ins Pfarrhaus hinüber.

Es war eine aufregende Zeit, aber ein wenig Abenteuerlust war auch dabei. Als junger Mensch jedoch hatte man noch Nerven. Und die wurden auch gebraucht. Unmittelbar vor der Einsegnung der Tochter von Pfarrer Kurtz wurde seine Frau abgeholt, als er gerade nicht zu Hause war. Die Konfirmation musste ohne die Mutter stattfinden, und keiner wusste, ob sie noch am Leben war. Wochen vergingen, bis er erfuhr, wo sich seine Frau befand; sie wurde dann wieder aus der Haft entlassen.

Deportationen

Während des Krieges häuften sich Fälle, dass Gemeindeglieder ganz verstört ins Pfarrhaus kamen, der Großvater oder der Bruder oder das behinderte Kind seien ganz plötzlich verstorben. Der Großvater war doch erst kürzlich wegen der Bombenangriffe in ein Altersheim in die Ostmark (Österreich) verlegt worden. Er war gesund und es ging ihm gut, hatte er doch gerade erst geschrieben. Und nun die Todesanzeige: Herzschlag. Urne und Nachlass seien dann und dort abzuholen. Genauso der Bruder, das geistig behinderte Kind. Todesursache: Herzschlag. "Herr Pfarrer, da stimmt doch etwas nicht!" und dann die Angst bei denen, die im Alters- oder Pflegeheim lagen und ebenfalls verlegt werden sollten. Euthanasie. Schöner Tod. Für Altersschwache oder geistig Behinderte hatte Hitlers Krieg keine Lebensmittel mehr übrig. Sie bekamen eine Spritze. Sie waren "unwertes Leben". Es gab nur ganz wenige, die in der Öffentlichkeit dagegen protestierten; so der Erzbischof Graf von Galen in Münster, Friedrich von Bodelschwingh in Bethel, Paul Braune in Lobetal, der dafür auch inhaftiert wurde. So auch Professor Sauerbruch an der Charité, an den man sich jedoch nicht heranwagte.

In diesem Zusammenhang muss auch an die Verfolgung der Juden bis zur "Endlösung" erinnert werden. "Endlösung der Judenfrage", - das hieß Ausrottung einer ganzen "Rasse". Deportationen, Gaskammern, Auschwitz. Die breite Öffentlichkeit unseres Volkes wollte es nicht glauben. "Gräuelmärchen, Feindpropaganda!" Mit diesen Schlagworten beruhigte man sein Gewissen. "Der Führer weiß davon nichts". "Davon haben wir nichts gewusst".

Als die Deportationen begannen, klingelte es eines Abends an der Haustür meiner Eltern in Buckow-Ost. Da stand der Freund meines Vaters, Onkel Emil, in der Tür. Er war ein stets willkommener Gast in unserem Hause mit seinem geistreichen Witz. Als Bauchredner hatte er uns oft erheitert. Doch Emil Herz war Jude. Jetzt wollte er von uns Abschied nehmen und aus dem Leben gehen, bevor er abgeholt würde. Meine Eltern nahmen ihn sofort in die Wohnung und wollten ihn von seinem

Vorhaben abbringen. Drei Tage hielten sie ihn bei sich versteckt, aber was bedeuteten diese drei Tage! Onkel Emil durfte sich nicht am Fenster zeigen, geschweige denn in den Garten gehen. Und dann die Angst. Jedes Mal, wenn das Telefon läutete oder es an der Haustür klingelte, dachten meine Eltern, jetzt ist es so weit. Die Lebensmittelkarten waren noch das wenigste, die mussten statt für zwei nun für drei Menschen reichen. Immer aber musste einer zu Hause bleiben, damit Onkel Emil nicht die Flucht ergriff. Eines Tages aber waren dann doch meine Eltern gleichzeitig außer Hause. Als sie wiederkamen, war Onkel Emil fort. Nachfragen ergaben: er hatte sich durch eine Überdosis Schlaftabletten das Leben genommen. Ins Krankenhaus gebracht, wäre er vielleicht noch zu retten gewesen. Als der Arzt erfuhr, dass er Jude war, verzichtete er darauf, den Magen auszupumpen und ließ ihn ruhig sterben. So blieb Onkel Emil Auschwitz erspart.

Drei Tage nur war Onkel Emil bei meinen Eltern untergetaucht. Manche haben drei Jahre und länger im Untergrund gelebt, man denke nur an das Schicksal der Anne Frank. Andere hat das "Büro Grüber" mit falschen Pässen über die Grenze gebracht. Aufs Ganze gesehen aber hat hier auch die Bekenkende Kirche versagt. Wohl hat sie sich um getaufte Juden gekümmert; für die anderen meinte sie nicht zuständig zu sein. So viel zur Euthanasie und zur Judenfrage, so weit ich sie erlebt habe.

Ein Mann, der nicht aufgibt

Zum Schluss dieses Kapitels sei noch einmal der Mann genannt, der uns bereits im Bund Deutscher Bibelkreise und dann in der Bekennenden Kirche wie kein anderer mahnendes Beispiel war: Martin Niemöller.

Was war an seinen Gottesdiensten so faszinierend? Man musste schon lange vor Beginn zugegen sein, um in die Jesus-Christus-Kirche in Dahlem hineinzukommen. Es war wohl der Eindruck: der redet nicht nur, der handelt. Ein Mann ein Wort.

Am 1. Juli 1937 wurde er angeblich wegen Kanzelhetze und landesverräterischer Beziehungen verhaftet. Erst nach einem Jahr kam es zum Prozess. Mit einer Geldbuße wurde er wieder entlassen, und das war sein Verhängnis. Noch bevor seine Frau und seine Kinder ihn in Empfang nehmen konnten - wir hatten uns, eine große Menschenmenge, vor dem Amtsgericht in Moabit versammelt -, wurde er abgeführt. Erst nach Wochen erfuhren wir, wo er gelandet war: im KZ Sachsenhausen. Später wurde er nach Dachau verlegt.

Das erste Jahr seiner Haft war das schwerste. Einzelhaft. In völliger Untätigkeit ausharren müssen, während es in der Kirche drunter und drüber ging. Ein Mann, der so aktiv gewesen war. Er hat später über diese Zeit gesagt: "Gott hat mich in das Amt der Fürbitte versetzt". Was sonst bei all seinen Aktivitäten viel zu kurz kam - hier hatte er Zeit. Später, so hörten wir, habe man ihn in eine Gemeinschaftszelle mit Kommunisten gebracht. Mit denen habe er zusammen die Bibel gelesen. Erneute Einzelhaft. Sein gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich. Ein Augenleiden machte ihm schwer zu schaffen. Petitionen von Bergarbeitern, ja selbst Fürsprache hoher Parteigenossen, waren umsonst. Er war und blieb "der persönliche Gefangene des Führers". Erst mit dem Zusammenbruch 1945 wurde er befreit. Er sei "die Unruhe in der Uhr", oder auch "die Laus im Pelz der Kirche", hat man später gesagt. Und das war und blieb er auch in den Nachkriegsjahren. Er war namentlich beteiligt an dem Stuttgarter Schuldbekennnis, das der Rat der Evangelischen Kirche am 19. Oktober 1945 vor Vertretern des

Ökumenischen Rates der Kirchen abgab: "Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben". Es hat sein Gewicht, wenn ein Mann wie Martin Niemöller, der so viel durchkämpft und durchlitten hat, das von sich sagen musste. Ich kann es nicht anders sagen. So ist dieses Bekenntnis auch mein Bekenntnis bis auf den heutigen Tag.

Im Zweiten Weltkrieg

Eingezogen zu einer kurzen militärischen Übung

Am 29. September 1939 wurde ich "zu einer kurzfristigen militärischen Übung" eingezogen. Zehn Jahre hat sie gedauert, einschließlich Kriegsgefangenschaft. Dass man den Kriegsdienst verweigern müsste, war mir noch nicht aufgegangen; auch nicht uns Pfarrern der Bekennenden Kirche. Keiner von uns wollte den Krieg. Dass Hitler ihn vom Zaun gebrochen und seit langem vorbereitet hatte, war uns klar. Aber mussten wir nicht die Heimat, Frauen und Kinder verteidigen?

Einen Fall von Wehrdienstverweigerung habe ich erlebt, als unser Bataillon im Herbst 1939 in Fürstenwalde/Spree zur Verteidigung angetreten war. Es entstand plötzlich in einer Formation Unruhe. Ein Rekrut wurde abgeführt. Wir dachten, es sei ihm schlecht geworden. Erst hinterher erfuhren wir, dass er von Anfang an erklärt hatte: "Ich fasse kein Gewehr an. Ich lehne diesen Eid ab". Seine Vorgesetzten dachten, er wird schon einsichtig werden. Erst als er während der Verteidigung zu protestieren begann, führte man ihn ab. Es war ein Zeuge Jehovas. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Auf Wehrdienstverweigerung stand Todesstrafe.

Ich wurde zu einer Fahrersatzabteilung eingezogen als "Fahrer vom Bock". Pferdeverstand hatte ich nicht. Im Gegenteil, ich hatte einen Mordsrespekt vor diesen Tieren. Später habe ich mir gesagt, es sei töricht, ein Tier zu fürchten, das selber Angst vor mir hatte. Meine Angst würde die seine nur noch verstärken. Also versuchte ich mich mit meinen Vierbeinern anzufreunden. Im Übrigen waren sie genauso zum Kriegsdienst eingezogen wie ich.

Stärker als die Furcht vor den Pferden war jedoch mein Widerwille gegen den Kriegsdienst überhaupt. Allein schon das Kasernenleben, der Drill, das Exerzieren und Herumkommandiertwerden, die Schikanen, wobei man es auf "die Herren Abiturienten" besonders abgesehen hatte, die Erziehung zum blinden Gehorsam: "Befehl ist Befehl", die ständigen Appelle, die Nachmärsche oder Ausfahrten, wobei ich glücklicherweise

nur Beifahrer war: an das alles denke ich nur mit Grauen zurück. Dabei war der Kasernendienst nur ein Kinderspiel gegenüber dem Einsatz an der Front.

Was mir geholfen hat, diese Zeit zu bewältigen, war einmal meine Bibel. Und wenn es nur die Losung der Brüdergemeinde war, der "Tagesbefehl", der mir bewusst machte, dass letztthin ein ganz Anderer über mich verfügte. "Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was mir selig ist ...!" Das andere waren die Brüder, die ich auch hier fand, schon an einem der ersten Tage. Und das kam so: Beim Mittagessen in der Kantine hielt ich sekundenlang und nicht ohne Herzklopfen in aller Stille mein Tischgebet. Das blieb nicht unbemerkt. Ein Zivilangestellter trat zu mir: "Ich glaube, wir gehören zusammen!" Erich Knopf war Schuhmachermeister und in der Kasernenwerkstatt mit noch einem älteren Kameraden dienstverpflichtet. Beide gehörten der Landeskirchlichen Gemeinschaft an. Erich leitete einen Posaunenchor, mit dem er sonntags in den Kirchengemeinden, zumeist auf den Dörfern, unterwegs war. In der Rauen'schen Ziegelei hatte er Frau und Kind. Dort gewann ich ein Zuhause, wenn ich Ausgang bekam. Mit Erich verband mich bald eine Freundschaft, die die Jahrzehnte überdauert hat.

Das andere Erlebnis: Eines Tages wurde ich zur Wache abkommandiert. Wachhabender war ein Unteroffizier Anders, der mir durch sein Anderssein bereits aufgefallen war. In der Wachstube kamen wir ins Gespräch. Ich weiß noch heute, mit welcher Achtung, ja Ehrerbietung er von "dem Herrn" sprach. Da standen sich plötzlich nicht mehr der Unteroffizier Anders und der Soldat Tietsch gegenüber, sondern zwei Menschen, die an Jesus glaubten. Er gehörte einer Freikirche an, aber das spielte überhaupt keine Rolle.

Später im Fronteinsatz war es nicht anders. Immer fand ich Menschen, mit denen ich zusammen die Bibel lesen und beten konnte. So der Karl, seinen Nachnamen weiß ich schon nicht mehr. Oder Theo Schulz, ein Sattlermeister aus Crossen, 30 Jahre alt. War der alt! Für mich mit meinen 23 Jahren war der schon ein Fünfziger! Und dann Fritz Kleine, ein Diakon, der mir gestand, er habe mit seiner Frau abgesprochen, auf jeden

Geschlechtsverkehr bewusst zu verzichten, solange der Krieg andauerte. Das sollte ein Protest sein gegen den Sex, das sogenannte Thema I beim Kommiss. Ich hatte damals vor dieser Haltung eine große Achtung. Ich würde das gewiss nicht durchhalten, wäre ich verheiratet. Als er fiel, muss es für seine Frau sehr schwer gewesen sein, nicht einmal ein Kind von ihm zu haben.

Im November 1939 bekam ich Angina und lag drei Wochen im Krankenrevier. Währenddessen wurde meine Kompanie zum Fronteinsatz abgestellt. Auf diese Weise blieb mir der Polenfeldzug erspart. Und noch eine andere Folge sollte die Angina haben: Ein Brief erreichte mich vom Morgenwachenkreis der Zwölf-Apostel-Gemeinde. Dort hatte es geheißen: "Vikar Tietsch liegt im Krankenrevier, schreibt ihm einmal!" Und wer schrieb? Die Zweitjüngste aus unserem Morgenwachenkreis, die diesen auch ins Leben gerufen hatte, Gundula Paeslack. Sie war mir aufgefallen, weil sie stets die Letzte war, die eintraf. Wenn sie da war, konnten wir beginnen. Damals hatte ich noch keine Ahnung, welche Bedeutung sie für mein Leben gewinnen sollte. Ich hatte mir fest vorgenommen: Mädchen sind für dich tabu. Du hast ihnen Gottes Wort zu sagen und nicht auf Brautschau zu gehen. Nun aber kam dieser Brief. Obwohl er ganz förmlich gehalten war: "Sehr geehrter Herr Vikar ...", schlug er ein: Die oder keine! Was mich dazu bewegte? Ich weiß es nicht. Ich kann es nachträglich nur als Fügung ansehen.

Aus dem einen Brief wurden ein ganzer Briefwechsel und bald eine Freundschaft, die mir über die Härte des Kasernendienstes hinweghalf. Als ich am 3. Februar 1940 noch einen Tag Abstellurlaub erhielt, lud ich Gundula zu mir ein. Da saßen wir beide in meinem Mansardenstübchen. Aber erst auf dem Weg zur Straßenbahn gestand ich ihr, was sie mir bedeutete.

Eine Woche später erhielt ich noch einmal Urlaub. Diesmal aber meinte Gundulas Mutter, es sei doch nun an mir, zu ihr nach Friedrichsfelde zu kommen. Ich weiß noch, mit welchem Herzklopfen ich den Weg von der U-Bahn bis zum Schlosspark zurücklegte. Pfarrer Kurtz hatte einmal gesprächsweise erwähnt, was für ein "gelehrtes Haus" der Dr. Paeslack sei, Alt-

philologe, ein gestrenger Lehrer und Gründer der Bekennenden Gemeinde von Friedrichsfelde. Nach einer ersten Begegnung mit Gundulas Mutter und ihren beiden Brüdern - der Vater war seit Kriegsbeginn eingezogen - gingen wir in der Abenddämmerung durch den verschneiten Friedrichsfelder Park. Ich wagte die Frage, wie alt sie denn sei. 15 Jahre! Mir blieb das Herz stehen. Wie lange müsste ich da noch warten! Doch ich nahm mich zusammen und hoffte, sie habe mir nichts angemerkt. Dass wir dann noch jahrelang und keineswegs ihretwegen warten mussten, ahnten wir damals noch nicht. Mir war Gundulas Liebe und Treue ein unsagbar großes Geschenk, während sie in all den Jahren um mein Leben bangen und viel Angst und Trennungsschmerz ausstehen musste.

Fronteinsatz

Anfang Februar wurde ich an die Westfront versetzt. Schweigend saßen wir des Nachts im Zug und rollten einer ungewissen Zukunft entgegen. In Saarburg / Beurig wurden wir ausgeladen und einem Pionierbataillon zugeteilt. Von einem Dienst als Fahrer vom Bock war nicht mehr die Rede. Pionierdienst, das hieß Flussübergänge schaffen, Brücken bauen, Minenfelder räumen. Das waren "Himmelfahrtskommandos". Wenn die Infanterie nicht weiterkam, hieß es: "Pioniere nach vorn!"

Von Beurig wurden wir an die Mosel verlegt, an das Dreiländereck zwischen Deutschland, Frankreich, Luxemburg. Auf unserer Seite wurde der Westwall ausgebaut. Tag und Nacht rollten die Lastkraftwagen und brachten Baumaterialien herbei. Wir mussten Stellungen ausbauen, als wollten wir an diesem Frontabschnitt eine Ewigkeit bleiben. Am anderen Moselufer sahen wir Liebespärchen vor hell erleuchteten Häusern flanieren. Dann war es soweit. Wir marschierten in Luxemburg ein, ohne auf Widerstand zustoßen. Erst an der französischen Grenze gerieten wir in Abwehrfeuer. Die Granaten heulten durch die Luft und rissen den Boden auf. Es war ein Inferno der Verwüstung, als sollte die Welt untergehen. Als sich das Feuer legte, waren wir erstaunt, dass der Wald noch stand, die Sonne schien, die Vögel sangen und keinem von uns etwas geschehen war.

Der Pfingstsonntag kam. Ich erbat von meinem Leutnant die Erlaubnis, meinen Kameraden einen Pfingstgottesdienst halten zu dürfen. Nach einer durchwachten Nacht, noch durchfrozen, krochen wir aus unsern Erdlöchern heraus und saßen dichtgedrängt an einem Waldhang, eigentlich ein Leichtsinn sondergleichen. Und während ich die Pfingstgeschichte verlas, wie der Geist Gottes über die Menschen wie ein Brausen vom Himmel kam, wie mit Feuerflammen, setzten die französischen Granatwerfer wieder ein. Die Geschosse heulten über unsere Köpfe hinweg und detonierten in einiger Entfernung. Unbegreiflich, dass meine Kameraden nicht auseinander liefen,

sondern zuhörten, als wären die feindlichen Granaten nur eine neue Art Orgelmusik.

Wenige Tage später bezogen wir in der Stadt Luxemburg Quartier. Die Familie, bei der wir einquartiert waren, begegnete uns finster und verschlossen. Kein Wunder. Als sie jedoch erfuhren, dass ich Pastor sei, waren sie wie ausgewechselt, nahmen an der Hausandacht teil, die ich meinen Kameraden hielt, und bewirteten uns, als gehörten wir zur Familie. Was das Evangelium von der Liebe Gottes nicht alles vermag!

Unsere eigentliche Feuertaufe aber erhielten wir kurz darauf auf französischem Boden. Plötzlich stockte die Marschkolonne. "Pioniere nach vorn!" Ein Fahrzeug war auf eine Mine gefahren. Kaum waren wir am Unglücksort, als wir auch schon unter Beschuss genommen wurden. Es gab die ersten Toten und Verwundeten. Alles sprang in Deckung, während die Verwundeten hilflos liegen blieben. "Sanitäter nach vorn!" Doch niemand kam. Ich hatte an einer Hilfskrankenträgersausbildung teilgenommen. Mein Wunsch, Sanitäter zu werden, war jedoch abgelehnt worden. Jetzt aber gab es kein Zögern. Mit zwei anderen Kameraden brachten wir die Verwundeten in Sicherheit. Angst empfand ich in diesem Augenblick nicht. Ich wusste nur, dass die verwundeten geborgen werden mussten.

Nach diesem Zwischenfall ging der Vormarsch ohne ernsthaften Widerstand weiter. Wir kamen durch die Ardennen, ein Waldgebiet mit auffallend niedrigem Baumbestand, in dem wir noch die Granattrichter und Schützengräben vom Ersten Weltkrieg erkannten.

Dann kam eine Stadt. Ohne Kampfhandlungen wurde sie eingenommen. Geschäfte wurden geplündert, obwohl dies streng verboten war. Aber die Läden schienen herrenlos, weil die Inhaber geflohen waren. Hemden, Hosen, Schokolade, Spirituosen, alles musste mit. Und dann begann einer jener Gewaltmärsche, die ich nie vergessen werde. Früh morgens wurden wir in Marsch gesetzt. Ich konnte gerade noch die Losung des Tages lesen: *"Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!"* (Hebr.10,35). 48 Stunden waren wir unterwegs. Es gab kaum eine kurze Rast. Die Folge war: Alles Beutegut landete im Straßengraben. Alles, was nur ir-

gend entbehrlich war, wurde weggeworfen, um nur ja nicht selber liegen zu bleiben. Aber "euer Vertrauen werft nicht weg!" Dieses Wort gab mir Kraft, am Vordermann dranzubleiben, obwohl es Minuten gab, wo wir im Marschieren einschließen.

Einmal mussten wir französische Kriegsgefangene bewachen. Ich teilte mein Brot mit ihnen und versuchte, meine Schulkenntnisse im Französischen wieder aufzufrischen. Ich erhielt einen strengen Verweis. Das seien doch Feinde. Mit denen hätten wir nicht zu reden.

Bis Paris sind wir nicht gekommen. Ein Militärtransport wurde zusammengestellt und unsere Division, die 76. Infanterie-Division mit dem friderizianischen Helm als Wahrzeichen, wurde verladen. In einer tagelangen Fahrt ging es an Berlin und Stettin vorbei nach Ostpreußen. In Johannisburg wurden wir ausgeladen und kurz darauf an die deutsch-sowjetische Demarkationslinie gebracht, die Hitler mit Stalin ausgehandelt hatte. Polen existierte nicht mehr. Ein Bach bildete die Grenze. Drüben patrouillierten zwei russische Posten, während auf unserer Seite ein emsiges Schanzen, der Bau von Unterständen, begann, als wollten wir hier für immer bleiben. Aber das hatten wir schon einmal erlebt!

Im März 1941 wurde meine Kompanie von Plock an der Weichsel, wo wir den Winter zugebracht hatten, nach Jugoslawien verlegt. Eine endlose Fahrt im Güterwagen, deren Ziel wir noch nicht kannten. Als wir in Plock verladen wurden, schneite es und war bitter kalt. Auf der Fahrt durch das "Protektorat Böhmen-Mähren", die Tschechoslowakei, war der Winter bereits zu Ende. Budapest sahen wir bei Nacht, ein Lichtermeer. Es war ein völlig ungewohnter Anblick: eine unverdunkelte Stadt. In der Puszta war es dann angenehm warm. Während der Zug ein paar Stunden Aufenthalt hatte, boten uns die Bauern Weißbrot, Butter und Eier an, und die Jugend in bunter Tracht tanzte voller Ausgelassenheit. Durch die Karpaten fuhren wir des Nachts, so dass wir von Siebenbürgen nichts zu sehen bekamen. In Plewna wurden wir bei sommerlich heißem Wetter ausgeladen, während es beim Passübergang über den Balkan und am ersten Ostertag in

Sofia schneite. Nach einem kurzen Aufenthalt in Küstendiel, einem vornehmen Badeort kurz vor der jugoslawischen Grenze, kamen wir im Gebirge zum Einsatz, wo wir eine Passstraße unterhalten mussten, die durch Schneeschmelze und Wildwasser, vor allem aber durch unsere Militärfahrzeuge, fast unbefahrbar geworden war. Hier lagen wir in einem engen Gebirgstal völlig abgeschnitten von der Außenwelt, während unsere Division in Richtung Üsküp und Saloniki vorstieß. So war mir ein Kennenlernen Griechenlands auf den Spuren des Apostels Paulus leider versagt. Kampfhandlungen gab es nicht. Wir wurden vor Partisanen gewarnt, ohne jedoch deren Bekanntschaft zu machen.

Im Mai wurden wir aus dem Gebirge wieder abgezogen und von neuem zu einer langen Bahnfahrt von Küstendiel in Richtung Warna verladen, dann aber nach Norden bis Botozani verfrachtet. Tropische Wärme, Palmen wechselten mit kühleren Breiten. So hatten wir binnen weniger Wochen einen mehrfachen Frühling erlebt.

Überfall auf die Sowjetunion

Von Botozani ging es sofort weiter an den Pruth, einen Grenzfluss, der Rumänien mit dem einstigen Bessarabien von der Sowjetunion trennte. Es kam der berühmte 22. Juni 1941. Trotz Hitler-Stalin-Pakt begann der Russlandfeldzug, - ohne Kriegserklärung, einfach so. In der Heimat prangten Plakate: "Wir retten die Welt vor dem Bolschewismus". Die Tageslosung der Brüdergemeinde aber hieß: *"Wenn dein Angesicht nicht vorangeht, so führe uns nicht von hier hinauf!"* (2. Mose 33,15). Was aber dachten meine Kameraden? Der Polenfeldzug hatte 18 Tage gedauert, der Frankreichfeldzug ein paar Wochen länger. Dänemark, Norwegen, Rumänien, Bulgarien wurden im Handstreich genommen. Wie lange würde es diesmal dauern? Wetten wurden abgeschlossen: In drei Monaten, spätestens bis Weihnachten ist die Sowjetunion besiegt. Nur ein einziger Kamerad vertraute mir insgeheim seine Zweifel an. "Russland -das ist kein Land, das ist ein Erdteil, ein Sechstel des Globus. Wie weit sollen wir denn marschieren?! Bis zum Ural? Wir laufen uns tot. Am Ende geht es uns noch wie Napoleon!"

Zunächst aber lief alles nach Plan. Der Übergang über den Pruth war ein Kinderspiel. Waren die Russen so ahnungslos? Hatten sie den Friedensbeteuerungen Hitlers geglaubt? Zwei Tiefflieger ratterten über unsere Köpfe hinweg, zwei "russische Nähmaschinen". Ein wütendes Gewehrfeuer unsererseits. Das war alles. Schwieriger war der Übergang über den Dnjestr. In den Felsen am jenseitigen Ufer lagen Scharfschützen, die es auf unsere Offiziere abgesehen hatten - mit Erfolg. Von da an wurden alle Rangabzeichen abgelegt. Offiziere und Mannschaften waren nicht mehr zu unterscheiden. Sonst aber ging der Vormarsch weiter. Wir kamen mit unseren Fahrrädern kaum hinterher. In der Ferne gab es eine Panzerschlacht. Die war bald geschlagen.

Ein ernstliches Hindernis war erst der Dnjepr. Drei Kilometer war er breit, dazwischen gab es einige Inseln. Hier wurden wir von der russischen Artillerie tüchtig eingedeckt. Ich hatte am Ufer in einem Granattrichter Deckung gesucht. Wo eine Gra-

nate einmal eingeschlagen hat, trifft sie kein zweites Mal. Unmittelbar vor mir aber ragte ein außer Gefecht gesetztes Geschütz auf. Falls die Russen dies aufs Korn nehmen sollten? Mich packte die Angst. Bloß weg von hier! Als hätte ich es gehnt: Kaum hatte ich ein Stück weiter Deckung gesucht, als ein Volltreffer das Geschütz in Stücke riss. Dann ließ das Feuer nach. Sturmboote jagten über das Wasser. Ein Brückenkopf gelang. Der Vormarsch ging weiter.

Unterdessen war ich als Melder dem Kompanietrupp zugeordnet worden und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Wofür? Dass ich Melder war? Den Flussübergang hatten die Pioniere mit den Sturmbooten erzwungen. Mir war bei der Verleihung nicht wohl. Kampfhandlungen gab es nicht mehr. Stattdessen setzte im Oktober die Schlammperiode ein. Mannschaftswagen und Geschütze blieben elend stecken. Unsere Fahrräder mussten wir tragen: Regen, Regen, Regen. Der Vormarsch endete im Schlamm. Und dann kam "Väterchen Frost" gar nicht väterlich. Der Schlamm erstarrte zu Stein. Und wir froren. Wir hatten weder Handschuhe, noch Kopfschützer, noch Wattejacken, geschweige denn Filzstiefel. Hatte unsere Heeresleitung dies nicht vorausgesehen? Hatte sie so fest an ein Kriegsende noch vor Anbruch des Winters geglaubt? Erst im Dezember kamen die ersten Wintersachen an, Wollsocken und Pulswärmer, die unsere Frauen daheim für uns strickten. Aber da waren die ersten Erfrierungen an Händen und Füßen schon geschehen.

Wir hatten in einem ukrainischen Dorf Quartier bezogen. In einer Panjehütte lebte eine russische Matka. Ihr Mann war eingezogen. Wir hatten es dort warm. Draußen tobte der Schneesturm, Tag und Nacht. Telefonleitungen waren verlegt. Unser Kompanietruppführer, ein Feldwebel, hörte mit, was unserem Chef vom Regiment durchgesagt wurde: Wir waren eingeschlossen! Unsere ganze Division war eingeschlossen und vom Nachschub abgeschnitten. Wir mussten uns selbst verpflegen, so gut es ging. Das letzte Stück Vieh, die letzten Hühner im Dorf wurden gegen Quittung requiriert, für die der Eigentümer auch nicht einen Rubel erhielt. Und es gab keine Post. Das war zu Weihnachten besonders schmerzlich. Doch

dann erreichte uns doch ein Postsack. Der Inhalt bestand aus etwa 10 Briefen. Auch für mich war etwas dabei. Aber kein Brief von Gundula. Nur eine Postkarte von einer Frau aus Zwölf-Apostel mit dem Bibelspruch: *"Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Heil"* (Hab.3,18). Das klang wie ein Hohn. Aus Trotz habe ich die Spruchkarte an die Lehmwand geheftet. Auch wenn wir verraten und verkauft waren - aber ich will mich freuen des Herrn! Den kann mir niemand nehmen.

Und es gab eine Freude. Ich durfte meinen Kameraden am ersten Feiertag in einer leeren Panjehütte einen Gottesdienst halten. Ein ungeheizter Raum, nackte Wände. Statt eines Tannenbaums hatten Kameraden ein paar Kiefernzweige aufgetrieben und an die Wände gesteckt. Noch während meiner Ansprache ging plötzlich die Tür auf und Russen traten ein. Es waren einige Dorfbewohner. Von der Predigt verstanden sie kein Wort, nur eines, ein einziges: Christus! So oft ich ihn nannte, begannen ihre Augen zu leuchten. So erlebten wir Weihnachten in Feindesland, die Kriegsweihnacht 1941.

Bald darauf mussten wir "zur Frontbegradigung" den Rückzug antreten, wie es offiziell hieß. Wir wurden von der "Stalinorgel" eingedeckt, mit der wir zum ersten Mal Bekanntschaft machen mussten. Ein Feuerhagel setzte ein. Da gab es kaum ein Entinnen, aber viele Tote und Verwundete.

Wir Überlebenden richteten uns in Liebknechta ein, einer Bahnstation mit Bergwerk und Förderturm, von dem aus nachts geheime Lichtzeichen gesendet wurden, wenn ein Eisenbahnzug mit Nachschub unterwegs war. Es war die einzige Verbindung, die uns geblieben war. Jedes Mal geriet der Zug unter Feuer. Es dauerte Tage, bis der russische Beobachtungsposten im Förderturm entdeckt und ausgehoben wurde. Vor dem Dorf baute die Infanterie Stellungen, ein mühsames Unterfangen in dem metertief gefrorenen, steinharten Boden. Der Kompanietrupp aber sägte den Fußboden eines Quartiers einfach durch und grub sich in die weiche Erde ein. Das Holz der Dielen wurde verfeuert, um wenigstens etwas Wärme zu haben. Eine Babuschka und ihre Tochter teilten ihr letztes Brot mit uns, bis wieder Nachschub eintraf und wir sie mitversorgen

konnten. Ihre vergrämten Gesichter sehe ich noch heute vor mir.

Kampfforderungen gab es nicht. Auch die Stalinorgel schwieg. Im nahe gelegenen Hauptverbandsplatz aber entdeckte ich Paul-Gerhardt Möller, Missionsinspektor der Berliner Stadtmission, der dort als Sanitäter tätig war. Da es keine Verwundeten gab, hatte er Zeit, ein- oder zweimal in der Woche abends Bibelstunde zu halten. Ein Kreis von 10-15 Kameraden fand sich ein, darunter auch Theo Schnepel, der Sohn des mir befreundeten Leiters der Berliner Stadtmission, Erich Schnepel, dem ich während meiner Studienzeit viel verdankte. Paul-Gerhardt Möller hatte eine überaus packende Art, uns Zuspruch zu leisten. Den brauchten wir auch. Mich hatte in jener Zeit eine Todesahnung befallen, ich würde diesen Winter nicht überleben. So war ich auf das Letzte gefasst. Die Bereitschaft, wenn es sein muss, dem Ruf meines Herrn zu folgen, gab mir eine Gelassenheit, ja Heiterkeit, über die ich heute noch staune. Paul-Gerhardts Verkündigung hatte dazu nicht wenig beigetragen. Wir wurden Freunde fürs Leben.

Stalingrad - die Wende

Der Winter 1941/42 wollte kein Ende nehmen. Noch am 20. April, dem Geburtstag Hitlers, lag alles tief im Schnee. So begann die Sommeroffensive erst mit erheblicher Verspätung im Juli. Durch das Donez - Becken und über den Don stießen die deutschen Truppen in Richtung Stalingrad vor. Steppe, nichts als Steppe; kein Baum, kein Strauch. Glühende Hitze und Staub und nochmals Staub, der durch unsere Fahrzeuge zu riesigen Wolken aufgewirbelt wurde, die doch keinen Schatten gaben. Vereinzelt trafen wir auf einen Ziehbrunnen, dessen Wasser für Menschen und Pferde nicht reichte. Vom Gegner war keine Spur zu sehen. Wollte er uns immer weiter ins Land hineinlocken, um uns von unseren Nachschubbasen abzuschneiden?

Die sengende Hitze und der Staub hatten bei mir eine Bindehautentzündung verursacht, die von Tag zu Tag ärger wurde. Meine Augen waren völlig vereitert. Blind lief ich mit, indem ich mich an einem Panjewagen festhielt. Aufsitzen durfte ich nicht. Die Pferdchen kamen sowieso kaum noch weiter. Endlich hatte der Sani ein Einsehen und lieferte mich am Hauptverbandsplatz ab. Der aber wurde gerade aufgelöst, um weiter nach vorn verlegt zu werden. Wir Kranken wurden mit einer Ju52 500 Kilometer zurück nach Konstantinowka geflogen. Dort im Feldlazarett wurden meine Augen während der nächsten drei Wochen täglich behandelt und allmählich geheilt. Ganz gesund sind sie nie wieder geworden. Noch heute, mit 70 Jahren, leide ich an einer chronischen Bindehautentzündung und tröste mich damit, dass ich ihr mein Leben zu danken habe. Ohne sie wäre ich wie meine ganze Division in Stalingrad geblieben.

Zur Bindehautentzündung kam die Ruhr, die den Lazarettarzt veranlasste, mich mit einem Krankentransport nach Lemberg zu verlegen. Dort aber wurde kurzer Prozess gemacht: Wer einigermaßen wiederhergestellt war, kam an die Front. Nur die Tatsache, dass ich ein und ein dreiviertel Jahr keinen Urlaub gehabt hatte, war Anlass, mich in die Heimat nach Meiningen in ein Genesenden-Lazarett zu schicken. Dort

blieb ich noch 14 Tage. Eines Morgens erhielt ich Besuch aus Berlin. Wer kam? Niemand anders als meine Gundula. Das war ein Wiedersehen nach so langer Zeit! Grund genug, nach meiner Entlassung aus dem Lazarett am 1. November 1942 unsere Verlobung zu feiern. Insgeheim hatten wir uns schon vor dem Russlandfeldzug verlobt und statt der Ringe unsere Bibeln getauscht.

Von der Genesenden-Kompanie in Berlin - Spandau wurde ich als Schreiber in das Oberkommando der Wehrmacht abkommandiert. So gut hatte ich es noch nie gehabt: Es gab dort keinen Außendienst und kein Exerzieren. Ich durfte zu Hause übernachten, musste nur jeden Morgen rechtzeitig in der Bendelerstraße erscheinen. Was ich dort eigentlich sollte, weiß ich bis heute nicht. An einem der ersten Tage am Schreibtisch begann mein linker Arm zu kribbeln. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich fiel um. Mit einer Herzmuskelentzündung wurde ich ins Lazarett am Bäumerplan in Berlin-Tempelhof eingeliefert. Es hieß "für die nächsten drei Tage". Aus den drei Tagen wurden drei Wochen, nach deren Ablauf mir die Kameraden versicherten, drei Monate würde es mindestens dauern. Ein halbes Jahr habe ich dort zubringen müssen. In einer Turnhalle mit 60 Doppelstockbetten lagen wir und erhielten unsere Medikamente. Das Gebot war: Ruhe, Ruhe, nur keine Aufregung! Nichts als Liegen und Liegen. Und das ausgerechnet jetzt, wo ich im OKW einen so guten Posten erhalten hatte! Der war nun leider dahin. In der langen Wartezeit aber tröstete ich mich: Es geht alles vom Krieg ab. Von der Front aber kamen schlimme Nachrichten: Stalingrad war eingenommen. Die deutschen Truppen waren in der von ihnen eroberten Stadt eingeschlossen worden, alle Durchbruchversuche waren gescheitert. Stalingrad bedeutete die Wende des Russlandfeldzuges, ja des Zweiten Weltkrieges überhaupt.

Im Laufe der Monate begann mein Herz wieder normal zu arbeiten. Ich bekam des Öfteren über das Wochenende Urlaub. Gundula und ich eröffneten Ostern 1943 unseren Eltern: Zu Pfingsten wollen wir heiraten! Anfangs hatten wir bis Kriegsende warten wollen. Aber ein solches Ende war nicht abzusehen. Warum also noch länger warten? Für meine Schwiegerel-

tern bedeutete es eine große Umstellung, nicht nur was das Einsparen von Fleischmarken für den Hochzeitsbraten betraf. In ihrer Wohnung im Friedrichsfelder Schlosspark gab es allerhand Veränderungen, um mich aufzunehmen. Ohne es zu ahnen, brachte meine Heirat eine schicksalhafte Wende mit sich: Aus einem "Westberliner", der in Schöneberg geboren, in Wilmersdorf aufgewachsen und in Buckow-Ost bei Rudow zu Hause war, wurde ein "Ostberliner".

Am Sonnabend, dem 5. Juni 1943, war unser Hochzeitstag. Um die Trauung hatten wir Pfarrer Kurtz, meinen ehemaligen Vikariatsleiter, gebeten. Als Trauspruch gab er uns 1. Petr.4,10 mit auf den Weg. *"Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes"*. Dieses Wort sollte entscheidend für unser ganzes Leben werden.

Bomben auf Berlin

Die Zeit der schwersten Bombenangriffe begann. Viele Nächte hindurch gab es Alarm. Ganz Berlin war eine Feuersbrunst. Eine Telefonverbindung mit Friedrichsfelde oder Buckow-Ost zu meinen Eltern war unmöglich. So blieb die Angst um die Meinen. Nur ganz selten erhielt ich Urlaub von meinem Ersatztruppenteil in Spandau und konnte mich durch die zerstörte Stadt zu ihnen durchschlagen. Die S-Bahn fuhr, wenn überhaupt, im Schritt. Ganze Straßenzüge waren bis zur Unkenntlichkeit zerbombt. Bei einem Katastropheneinsatz in Berlin-Wilmersdorf entdeckte ich ein am Boden liegendes Straßenschild: Schaperstraße. Sie war nicht wiederzuerkennen. Aus einem rauchenden Schuttberg sollten wir mit Hacken und Brechstangen den Eingang zum Luftschutzkeller freilegen. Es war vergeblich. Je weiter wir vordrangen, umso heißer schlug uns die feurige Glut entgegen. Da lebte kein Mensch mehr.

Ein Mann kam von der Arbeit. Er hatte Nachtschicht gehabt. Nun stand er vor den Trümmern seines Hauses - stundenlang. Dann suchte er verzweifelt auf dem Schuttberg herum, um vielleicht noch irgendein Überbleibsel von seiner Wohnung zu finden. Als wir des Abends abzogen, stand er immer noch da.

Spandau war bisher einigermmaßen verschont geblieben. Superintendent Albertz, der Vorsitzende der Prüfungskommission der Bekennenden Kirche, mein Dozent im Neuen Testament, saß im Polizeipräsidium am Alex in Haft. Während der Bombenangriffe durften die Gefangenen nicht einmal in den Keller. Die Bekennende Gemeinde am Brunsbütteler Damm mit seiner Frau - sie hieß nur "Mutter Albertz" - boten mir eine zweite Heimat. Wenn ich nur für Spandau Ausgang bekam, ging ich dort zum Gottesdienst und hörte gespannt auf die Predigt von Annemarie Grosch, deren Mann, einst Vikar der Bekennenden Gemeinde Friedrichsfelde, gefallen war. Oder ich hielt selbst die Predigt, einmal völlig übernachtigt nach einer Nachtübung. Ich hoffe, die Gemeinde hat es nicht zu sehr gemerkt.

Bald wurde auch Spandau heimgesucht. Die zersplitterten Fenster in der Kaserne wurden notdürftig verpappt. Russische Panzer standen bereits vor Küstrin. In Berlin wurde überall

geschantzt, um die Stadt zur Verteidigung vorzubereiten. Ich durfte die Kaserne nicht mehr verlassen. Gundula kam. Ich bat sie dringend, Berlin zu verlassen. Mehr als ein Jahr hatten wir auf ein Kind gehofft; jetzt war es unterwegs. Es würde genau mit den Russen eintreffen. Annemarie Sauer, eine Freundin aus dem Burckhardt-Haus, hatte Gundula zu sich nach Hemer im Sauerland eingeladen. Jetzt gab es kein Zögern mehr. So nahmen wir Abschied. Nach einer kurzen Zeit in Hemer fand Gundula Aufnahme im Pfarrhaus Tietz in Bad Salzuflen. Ob und wann unser Kind zur Welt käme, sollte ich nicht mehr erfahren.

Am 1. April 1945 wurde ich zum Unteroffizier befördert und zu meinem neu aufgestellten Truppenteil in die Tschechoslowakei an die Front geschickt, als die Russen schon die Oder überschritten hatten. Der Zug, der mich nach Prag bringen sollte, wurde aber abgesagt. Dresden brannte, und die Strecke über Leipzig lag unter Beschuss der Amerikaner. Am 1. April, dem Ostersonntag, konnte ich noch einmal in Friedrichsfelde sein. Mein Schwiegervater, der zum Volkssturm eingezogen worden war, befand sich gerade zu Hause; meine Schwiegermutter lag mit Lungenentzündung im Königin - Elisabeth - Hospital in Schöneweide - zusammen mit anderen Patienten im Keller.

Am 2. April fuhr der Zug durch das völlig zerstörte, noch rauchende Dresden. Jenseits der Grenze sahen wir grünende Saaten, friedliche Dörfer und dann ein völlig unzerstörtes Prag, die Goldene Stadt. Für uns, die wir seit Jahresfrist nur noch Trümmer gesehen hatten, bot sich ein unvergleichlicher Anblick.

Von Prag aus ging es dann über die Kleinen Karpaten bis zu meinem Truppenteil, der sich auf dem Rückzug befand und fortlaufend Brücken sprengen musste, um den deutschen Truppen und Flüchtlingen den Rückzug zu sichern und ein Nachrücken der Russen aufzuhalten. Aber es war umsonst. Zwar erreichte uns am 12. April die makabre Nachricht: "Roosevelt ist gestorben. Damit ist der Endsieg noch näher gerückt!", aber in Wirklichkeit hatten die Russen uns bereits eingekesselt.

Am 8. Mai 1945 fingen uns russische Posten ab und forderten uns auf, unsere Gewehre wegzuwerfen. "Woina kaput!" Der Krieg ist aus. Wir könnten auf unserem LKW gleich sitzen bleiben. "Alles nach Hause!" Die Landstraße war jedoch völlig verstopft. So gab es kein Vorwärts und kein Zurück. Ich zog es vor, mich mit zwei Kameraden selbständig zu machen. Zu Fuß kamen wir schneller voran. Durch die Tschechoslowakei, das Erzgebirge entlang, dem Thüringer Wald folgend wollte, ich nach Westen zu meiner Gundula nach Bad Salzungen wandern. Ein herrliches Gefühl hatte ich: Endlich Frieden und Freiheit! Doch wer weiß, wie lange?

In russischer Kriegsgefangenschaft

Skora domoi

Es war nur eine kurze Freiheit. Noch am gleichen Nachmittag wurden wir von Tschechen gestellt und in einen Gutshof abgeführt. Als sich das eiserne Gatter der Hofeinfahrt hinter uns schloss, sagten sie zu uns nur ein Wort: Gefangen!

Viele Gefangene waren bereits dort. Decken und Zeltplanen wurden uns abgenommen, ‚um sie besser verteilen zu können‘. Wir sahen sie nie wieder. Mit einem Gütertransport wurden wir abtransportiert. Dichtgedrängt standen wir in einem Waggon. Ein deutscher Offizier sagte: "Die schlachten uns alle ab!" Und das wäre auch verständlich gewesen nach allem, was wir an Tod und Verderben über unzählige Völker gebracht hatten.

In Deutsch-Brod wurden wir in ein großes Sammellager gebracht, in dem wir die Kameraden unserer Einheit wiederfanden. In aller Ungewissheit war es gut, wieder beisammen zu sein. Dann begannen jene endlosen Märsche. "Domoi! Nach Hause!" wurde uns immer wieder versichert. Zu Fuß, denn die Straßen seien verstopft und der Zugverkehr noch nicht wieder aufgenommen. Die Richtung war richtig: nach Westen! Wir kamen nach Iglau, von dort ging es in südwestlicher Richtung weiter auf die österreichische Grenze zu. Die Österreicher hatten schon rot-weiße Fähnchen entrollt und sahen sich bereits in der Heimat. Bewachung gab es kaum. Die wenigen russischen Posten, die uns begleiteten, sorgten nur dafür, dass wir Hartbrot und Malzkaffee bekamen. Nachts wurde im Freien kampiert. Aufregung gab es, als drei Männer, die heimlich stifteten gegangen waren, wieder zurückkamen und berichteten, wenige Kilometer weiter sei alles abgesperrt. "Da kommt niemand durch".

Kurz vor der österreichischen Grenze gabelte sich die Straße. Wir bogen nach Südosten ab, nach Pressburg-Bratislava. Dort sahen wir hinter den Fenstern Frauen stehen, die uns zusahen und weinten. Am Stadtrand öffnete sich ein großes Lagertor,

und im Lager sahen wir Kriegsgefangene mit geschorenen Köpfen. Da wussten wir alles.

Auch wir wurden geschoren, entlaust, untersucht und erhielten je nach körperlicher Verfassung eine, zwei oder drei Strichmarkierungen am Unterarm. Die Kranken blieben dort. Wir anderen wurden in Güterwagen verladen zur Fahrt in die Sowjetunion. Es hieß "zur Erholung". Danach kämen wir alle nach Hause.

Im Raum Briansk, auf halbem Wege zwischen Kiew und Moskau, wurden wir in Berschitza ausgeladen und in ein Lager gebracht. Holzbaracken mit Doppelstockpritschen dienten als Unterkunft. Die Zeit, im Freien übernachten zu müssen, war vorbei. Eine Lagerküche sorgte für warmes Essen. Amerikanisches Büchsenfleisch brachte uns wieder zu Kräften. Zu arbeiten brauchten wir nicht. Wir lagen in Quarantäne. Stattdessen gab es endlose Bestandsaufnahmen: Personalien, Beruf und Heimatwohntort wurden erfragt; vor allem, welcher Einheit wir angehört hatten. Das wiederholte sich immer wieder. Offenbar wollte man überprüfen, ob unsere Angaben übereinstimmten. Soldbuch und Erkennungsmarke waren uns schon in Pressburg abgenommen worden, waren jetzt aber, wie sich herausstellen sollte, wieder vollzählig zur Stelle.

Nach etwa vier Wochen, es muss Anfang September gewesen sein, begann der Arbeitseinsatz, zumeist in der Stadt, wo wir Ruinen enttrümmern mussten. Berschitza mit 70000 Einwohnern war fast völlig zerstört.

Bald jedoch wurde meine Brigade in den Wald geschickt. Früh um 6 Uhr fuhren wir mit einem Lastkraftwagen über Briansk hinaus in die Wildnis. Den ganzen Tag mussten wir Bäume fällen, entästen und abends auf Langfuhren verladen. Es war Knochenarbeit; und doch, verglichen mit dem Schuttttragen und Steineklopfen zuvor war es eine gute Zeit im Wald. Preiselbeeren und Pilze, die wir roh verzehrten, waren eine begehrte Zukost. Wir spürten einen Hauch von Freiheit. Lediglich zwei Posten dienten zu unserer Bewachung, und die kümmernten sich nicht weiter um uns. Wo sollten wir auch hin? Die Wälder waren endlos, ein einziges Sumpfgebiet. Spät abends, gegen 10 oder 11 Uhr, kamen wir ins Lager zurück, fast zu

müde, um noch unsere Suppe zu löffeln. Die Kameraden der anderen Brigaden schliefen längst. Gelegentlich wurden wir auch mit einer Langholzfuhre zurückgebracht, was eigentlich streng verboten war. Wir hockten auf den verladenen Stämmen und hielten uns fest, so gut es ging. In einer Kurve lösten sich einmal die Stämme aus der Verankerung und flogen durch die Luft. Wir flogen mit und landeten weich in einer Sumpflache. Das hätte böse ausgehen können.

Anfang November wurde die Waldarbeit eingestellt. Wege und Straßen waren völlig vereist. Neuer Einsatzort war eine Lokomotiv-Fabrik, die zweitgrößte der Sowjetunion. Das Fabrikgelände war ein einziges Trümmerfeld. Hier arbeiteten, wie auch auf den späteren Baustellen, nur sowjetische Frauen. Die Männer waren alle im Krieg geblieben. Es gab keine Frau, die nicht ihren Mann, Sohn oder Bruder verloren hatte. Nie aber habe ich ein Wort des Hasses oder der Verachtung gehört. Fast mitleidig sahen sie auf uns "woina plenis", auf uns Kriegsgefangene. Was diese russischen Frauen leisteten, war bewundernswert. Sie waren von jeher harte Arbeit gewöhnt.

Die Behandlung der Kriegsgefangenen war unterschiedlich, je nach dem, wer das Sagen hatte. Der sowjetische Arbeitsoffizier achtete nur auf die Leistung. War diese gut, wurde die Norm erhöht. Ließ die Leistung nach, wurde der Brotkorb höher gehängt. Der sowjetische Politoffizier dagegen war bestrebt, Unterkunft und Verpflegung zu verbessern. Wir sollten ja überzeugt werden. Zumeist aber war die Ernährung völlig unzureichend. 300 Gramm Brot, auf der Waage abgewogen, und Wassersuppen mit etwas Kapusta (Kohl) ohne Fett - sprichwörtlich sahen mehr Augen hinein als heraus -, ein paar Löffel Kascha, ein Brei aus Hirse oder Nudeln, ein Teelöffel Zucker - das war unsere Tagesration. Aber so erging es der ganzen Stadt. Und wenn es in der ganzen Stadt kein Brot mehr gab, so doch noch in unserem Lager. Und wir waren auch die ersten, die wieder Brot erhielten, wenn eine neue Lieferung eintraf. Wir wurden besser versorgt als die eigene Bevölkerung.

Dann gab es Parolen. Seitdem die ersten Heimattransporte im Spätherbst begannen, allerdings nur für Schwerkranke, gab es

immer wieder neue Parolen. "Skora domoi! Bald nach Hause!" Aber dieses "skora", dieses "bald", war ein sehr dehnbarer Begriff. Er sollte uns bei guter Laune halten. Von Seiten der Bevölkerung war es gut gemeint. Sie wollten uns trösten: bald, bald kommt ihr nach Hause.

Nur ein einziges Mal hat ein Russe ehrlich zugegeben: "Ihr kommt erst nach Hause, wenn alles wieder aufgebaut ist". Als unser Lager nach vier Jahren heimgeschickt wurde, stand bereits mehr, als bei Kriegsende zerstört gewesen war. Dass wir zum Wiederaufbau eingesetzt wurden, war nach aller Zerstörung, die wir angerichtet hatten, nur zu berechtigt. Insofern bejahte ich meinen Einsatz. Und doch war es entmutigend, das stumpfsinnige Steineklopfen und Schutttragen Tag für Tag. Und das mit völlig unzureichendem Werkzeug und bei Wassersuppen. Die Frage stellte sich unausweichlich: Wozu lebst du überhaupt? Und werden wir je die Heimat wiedersehen?

Im November 1945 erhielt meine Brigade den Auftrag, eine 20 Meter hohe Ruinenwand umzulegen. Eine Seilwinde wurde in Stellung gebracht, das Drahtseil gespannt, Zahn um Zahn - vergeblich. Die Wand stand. Wir mussten uns alle an das Drahtseil hängen, um ihm noch mehr Spannung zu verleihen. Umsonst. Die Wand stand. Der Brigadier befahl: "Es bleibt uns nichts anderes übrig; wir müssen noch näher an die Wand heran". Da sagte einer, und der sprach nur aus, was wir alle dachten: "Da mach ich nicht mit. Wenn die Wand kommt, erschlägt sie uns alle!" Aber dann hieß es: "Mensch, sei kein Feigling! Wir müssen auf unsere Prozente kommen. Also ran!" Bevor wir uns wieder an das Drahtseil, hängten, sah jeder noch einmal nach rechts und nach links, wohin er am besten weglaufen könne, wenn die Wand kam. Dann hieß es wieder: Hau ruck! Hau ruck! Die Spitze der Wand begann langsam zu schwingen. Und dann ein Krachen, ein Schrei. Dann sahen wir nichts mehr. Als sich der Staub gelegt hatte, standen wir über den weiten Platz verstreut, jeder dort, wo er noch gerade hatte hin springen können. Was sahen wir? Die Wand war fort. Aber riesenhafte Brocken waren über uns hinweg und an uns vorbei geflogen und - uns war nichts geschehen! Kalkweiß und zit-

ternd standen wir da. An diesem Tag befahl der Brigadier nichts mehr. Zufall? Es ist nicht der einzige Fall einer handgreiflichen Bewahrung gewesen. Für mich aber war es ein Fingerzeig, dass mein Leben doch noch einen Sinn hatte.

Gemeinde im Untergrund

Es war am Sonnabend vor dem 1. Advent 1945. Zwei Kameraden kamen zu mir, ein Frisör und ein Buchdrucker. "Du bist doch Pastor. Weihnachten steht vor der Tür. Das wird schwer werden, fern von der Heimat und ohne Post. Du hast doch eine Bibel. Lies uns daraus vor!" Das waren die ersten zwei in einem Lager von 2000 Mann. Ich kann gar nicht sagen, wie froh ich war. Ich wurde gebraucht. So hatte mein Leben doch einen Sinn.

In einem unbenutzten Fahrstuhl trafen wir uns Abend für Abend. Ich las die Tageslosung der Brüdergemeinde und sagte ein paar Worte dazu. Dann beteten wir. Bald blieben wir nicht mehr allein. Ich sehe ihn vor mir, einen uns unbekanntem Gefangenen. Er stand draußen vor dem Gitter, das wir zugezogen hatten. Er sagte nichts. Aber der ganze Mensch war eine einzige Bitte: Lasst mich ein! Ich will hören! So kam noch mancher hinzu.

Dann kam Weihnachten, Weihnachten 1945, das erste und schwerste Weihnachten in der Gefangenschaft. Wir hatten keinen Feiertag. Denn Weihnachten wird in Russland erst am Dreikönigstag, dem 6. Januar, begangen. Es ist auch nicht "das Fest" wie bei uns. Das Fest der russischen Christenheit ist Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu Christi. Wir aber durften Weihnachten feiern. Nicht am Heiligen Abend, der war ein Montag, sondern einen Tag zuvor, am 4. Advent. Eine Baracke wurde ausgeräumt, alle Pritschen hinausgetragen. Wir bauten eine "Bühne" auf. Kisten und Bretter, das waren die Sitzplätze. Ein paar Kiefernzweige. Unser Lagerchor hatte unter Leitung eines katholischen Amtsbruders Weihnachtslieder eingeübt. Dann sollte ich ein paar Worte sagen. Doch in dem Augenblick, als wir beginnen wollten, ging das Licht aus. Stromsperre! Endlich war eine Ölfunzel zur Stelle. Man konnte gerade noch die ersten Gesichter erkennen. Das Dunkel im Raum war ein Gleichnis für die Finsternis in unseren Herzen. Aber dann erging es uns eigenartig. Die alten abgesungenen Weihnachtslieder begannen plötzlich zu reden. Es war nicht Sentimentalität. Die hätten wir in dieser Stunde nicht ertragen

können. Die Lieder wurden zur Botschaft: "Welt ging verloren" - das hatten wir erlebt. "Christ ist geboren! - Christ, der Retter, ist da!" Wir erfuhren, dass das wirklich gilt. Ich habe manchen Weihnachtsgottesdienst erlebt, aber noch nie in meinem Leben ein solches Verlangen, einen solchen Heißhunger nach dem Wort. Mir wurden die Worte förmlich von den Lippen gerissen. Dass der Hunger nach dem Wort noch stärker sein kann als der Hunger nach Brot!

Mit der Weihnachtsgeschichte erging es uns ähnlich!. Wir standen in der Dämmerung des Heiligen Abends in einem Bretterschuppen auf dem Wasserplatz an der Desna. Der Schuppen wurde uns zum Stall von Bethlehem. Wir begriffen, auch Josef und Maria waren nicht daheim, waren von ihren Lieben getrennt. Auch die Hirten hatten keinen Feiertag, nicht einmal einen Feierabend. Nachtschicht hatten sie. Und sie hatten nichts von dem allen, was wir sonst zu Weihnachten zählen: keinen Tannenbaum, kein Lichtlein, keine Geschenke. Sie hatten nur eines: das Kind. Und doch war Weihnachten: Das größte Weihnachten, das es auf Erden gab.

Im Januar waren wir in der Frisörstube beisammen, der Fahrstuhl reichte längst nicht mehr aus. Wir hatten kein Licht, und das war gut. So würden wir nicht so bald entdeckt werden. Etwa 15 Mann kauerten auf dem Fußboden. Mit jedem Neuen, der hereinkam, wuchs freilich auch die Angst. Man hatte mich gewarnt. "Lass das sein! Du riskierst die Heimfahrt!" Aber durfte ich die Kameraden im Stich lassen? Sie warteten doch auf das Wort. Ich denke an jenen Gefangenen, den sie vom Lazarett mit seinem Gipsbein herübergetragen hatten. Da lag er nun, wie im Evangelium. Stärker als die Angst war der Hunger nach dem Wort Gottes.

Dann wurde ich krank, Kehlkopfdiphtherieverdacht. Ich musste in den Isolator, verbunden mit der Außenwelt nur durch ein kleines Fenster, das völlig vereist war. Mittags und abends kamen die Kameraden vorbei und klopfen daran. "Wir sind noch da. Wir denken an dich". Zur anderen Seite meines Bettes waren wegen der Ansteckungsgefahr nasse Laken aufgespannt. Nebenan stritten, schimpften und fluchten die Kranken. "Wenn es einen Gott gibt, wie konnte der es zulassen,

dass uns diese Gottlosen besiegt haben!" Mir lag die Antwort auf der Zunge. Das konnte man doch nicht so im Raum stehenlassen. Ich wollte antworten - und brachte kein Wort heraus, der ganze Hals war zugeschwollen.

Und dann die Anfechtung: Hatte ich etwa doch eigenmächtig gehandelt? Wollte Gott meinen Dienst nicht? Wollte er mich auf diese Weise vor Schlimmerem bewahren? Ich dachte an einen mir bekannten Vikar, der die Stimme verloren hatte. Sie war nicht wiedergekommen. Sollte es mir genauso ergehen?!

Wie froh war ich, als nach acht langen, bangen Wochen meine Stimme allmählich wiederkam. Neuanfang, ganz im Kleinen. In der dunkelsten Ecke auf der untersten Pritsche saßen wir zu dritt, zu viert. Sobald die Gruppe größer wurde, wurde sie geteilt. Bald waren es zehn Gruppen, in jedem Schlafsaal eine, die ich einmal in der Woche versorgte. An jedem Abend war ich unterwegs, am Sonntag bis zu vier Mal. Etwa 100 Männer wurden so erreicht.

Mit das Schönste waren die Morgenwachen. Drei, vier Männer versammelten sich auf dem Lagerhof, bevor die Arbeitskommandos ausmarschierten, oder ein größerer Kreis auf der Baustelle, auf irgendeinem Bretterstapel. Während man sonst vor dem neuen Tag bangte, gab es nun etwas, auf das man sich freuen konnte. Und das Wort hatte Wirkung. Die Schrotsäge verklemmte sich nicht mehr so leicht, weil einer immer langsamer war als der andere. Und es geschah nicht mehr so oft, dass - wenn zwei Mann einen Baumstamm auf der Schulter trugen - einer zu früh abwarf und der Stamm dem anderen an den Schädel fuhr. Hatte man morgens zusammen gebetet, ging es doch nicht an, dass man sich nachher stritt und sich gegenseitig das Leben schwer machte. Des Öfteren geschah es, dass wenn ich abends als Letzter meine Pritsche aufsuchte, etwas Hartes unter meinem Kopfkissen lag: ein Kanten Brot. Ich weiß bis heute nicht, von wem. Oder dass mein Kochgeschirr am falschen Nagel hing. Ich wollte es zurecht hängen. Da war es bis zum Rand voller Suppe. Ich denke an Bernhard, den Schuster. Mit 17 Jahren war er in die Gefangenschaft geraten. Jetzt arbeitete er für einen russischen Offi-

zier so manche Nacht hindurch, freiwillig, um für uns ein Stück Brot zu verdienen.

Ein Sonntagnachmittag: Ich griff gerade nach meiner Bibel, um die nächste Bibelgruppe aufzusuchen, als der Befehl kam, meine Brigade solle zur Arbeit ausrücken. Ich ziehe mich an und will den Kameraden absagen. Da kommt Helmut B. herein. "Wo willst du denn hin?" - "Du siehst ja, zur Arbeit". Darauf er: "Das kommt nicht in Frage. Ich gehe für dich. Die Bibelarbeit kann ich nicht für dich halten, aber arbeiten kann ich für dich!" Er ging, obwohl draußen 20 Grad Kälte waren.

Im Sommer saßen wir auf einem Schuppendach, etwa 30 Gefangene. Es war nicht mehr aufzuhalten. Aber das Größte war dabei: die Bibel wurde uns ganz neu lebendig. Etwa das Wort des Josef, nachdem ihn seine Brüder nach Ägypten verkauft hatten: *"Gott hat mich lassen wachsen in dem Lande meines Elends!"*

Oder, zur Zeit der ersten Transporte, dass die 10 Gebote für Heimkehrer bestimmt sind. Welche Bedeutung gewann allein das 3. Gebot, das Geschenk eines freien Sonntags für uns! Das mussten wir erst im Land des Atheismus lernen.

Oder das 7. Gebot in der Praxis der ersten Christen: Miteinander teilen! (Apostelgeschichte 4,32 ff). Oder die Erklärung zum 8. Gebot: Nicht denunzieren, sondern entschuldigen, Gutes reden und alles zum Besten kehren! -

Im Neuen Testament war es besonders die Passionsgeschichte. Oder Jesu Wort: "Die Füchse haben Bauten und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht einmal ein eigenes Bett!" Man muss einmal ein paar Wochen unter freiem Himmel zugebracht haben, zitternd vor Kälte und Nässe, ein Brett auf nacktem Betonfußboden als Unterlage, um ein solches Wort zu verstehen. Man muss die Wahrheit "durchgemacht" haben, wenn sie nicht ein leeres Wort bleiben soll. Wir lasen nicht nur die Bibel, wir machten sie durch. Hier gingen mir mehr Wahrheiten auf als in manchem Kolleg.

Der zweite Winter in Kriegsgefangenschaft 1946/47 kam heran. Wenn wir von der Baustelle zurückkehrten, begegnete uns ein Trupp, der an Stangen einen Kasten trug. Wir fragten nur:

Wie viele? Die Antwort: 3,5,8,10 ... die sie vor die Stadt hinaustrugen und in eine Kalkgrube warfen.

Dann kam der Tag, an dem auch ich zusammenbrach. Ich hatte es noch gerade bis ins Lager geschafft. Dann kam ich nicht mehr von meiner Pritsche hoch. Drüben warteten die Kameraden. Es war ein Tag vor Weihnachten! Und am Heiligen Abend würden sie alle auf mich warten, aber ich konnte nicht mehr. Ich war restlos am Ende, nicht nur körperlich. Ich war auch geistig völlig verausgabt. Aber wahrscheinlich gehörte das dazu, dass man auch dieses durchmachen musste. Dass es dem Pastor nicht besser ging als den anderen, sollte er glaubwürdig bleiben. Und dann die Überraschung: Jemand bringt mir die Nachricht, ein neuer Pastor sei im Lager eingetroffen, Helmut Gollwitzer. Er war an der illegalen Kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche mein Dozent gewesen. Er war auch der Konfirmator meiner Frau. Jetzt standen wir einander gegenüber und erkannten uns kaum, so verändert sahen wir aus. Mit noch unverbrauchter Kraft konnte Helmut alle Gruppen übernehmen. Und ich war nicht mehr allein, hatte einen Bruder, einen Freund und durfte selbst hören! Später haben wir uns dann die Arbeit redlich geteilt. Dabei war es ihm gegeben, gerade die zu erreichen, die bisher noch ferngeblieben waren, weil sie etwas zu verlieren hatten, - Ingenieure, Dolmetscher, die Intelligenz des Lagers. Mit denen trieb er Geschichte der Philosophie von der Antike bis zu Martin Heidegger. Augustin, Martin Luther und Calvin gehörten auch mit dazu. Philosophie und Theologie waren im Mittelalter ja noch nicht getrennt.

An manchen Abenden erzählte er den Kameraden eine Geschichte vor dem Einschlafen. Etwa den "Spanischen Rosenstock" oder "Träumereien an französischen Kaminen". Und es war nicht Helmut Gollwitzer. Es war Wort für Wort Werner Bergengruen oder Richard Volkmann-Leander, den er vortrug. Wenn einer Geburtstag hatte, so schrieb er ihm das Wort eines Dichters oder einen Gesangbuchvers auf. Ich fragte ihn: "Woher hast du das alles?" Und er: "Ich schreibe es auf, um es nicht zu vergessen". Und das zu einer Zeit, wo unser Gedächtnis infolge Unterernährung oft völlig versagte.

Ein halbes Jahr lang war Helmut bei uns. Dann hieß es plötzlich: "Gollwitzer kommt auf Antrag seiner Kirchenleitung nach Hause!" Das ganze Lager war in Aufruhr. Das hatte es bisher noch nicht gegeben. Nicht einmal überzeugte Kommunisten waren vorfristig entlassen worden. Und nun ausgerechnet ein Pastor?! Es hieß, er käme über Moskau nach Hause. Wer weiß, wo der hinkommt! Erst Monate später erfuhr ich, dass er nicht nach Hause gekommen war. Wohl kam er nach Moskau, aber von dort nach Sibirien. Erst ein halbes Jahr nach uns, am 1. Januar 1950, sollte er nach Hause kommen.

Kaum aber hatte sich das Lagertor hinter ihm geschlossen, wurde ich zum Politleiter beordert, einem Mitgefangenen. "Was treibt ihr da?! Ihr haltet geheime Zusammenkünfte?!" - "Was heißt hier geheim? Das ganze Lager weiß das doch!" - "Das ist verboten, und außerdem verteilst du Flugblätter!" - "Was sagst du? Flugblätter?" - "Ja, hier!" Und er zeigte mir Zettel aus Zementtütenpackpapier, auf die ich jeweils für eine Woche eine Tageslosung geschrieben hatte für die, die nicht an der Morgenwache teilnehmen konnten. "Flugblätter?! Das sind doch Bibelworte! Ist da auch nur ein Wort dabei, das du beanstanden müsstest?" - "Ganz egal, das ist verboten. Wenn du dich beschweren willst, kannst du ja zum sowjetischen Politoffizier gehen!"...

Am nächsten Sonntag ist Gottesdienst

... Bevor ich dorthin ging, informierte ich noch schnell die Treuesten der Lagergemeinde. Da meinte Bernhard, der Schuster: "Das ist ja prima. Pass auf, jetzt bekommen wir auch noch Gottesdienste im Lager." Ich meinte: "Du bist verrückt. Wir können froh sein, wenn wir überhaupt noch zusammen sein dürfen". Dann beteten wir miteinander, und Bernhard dankte Gott dafür, dass es nun auch Gottesdienste im Lager geben werde.

Dann stand ich vor dem Politoffizier. Er saß am anderen Ende eines Tisches, zur Linken die Dolmetscherin. In meinem Rücken das Fenster und unten auf dem Hof die Kameraden, die wussten, dort oben im 1. Stock hinter diesem Fenster fällt jetzt die Entscheidung.

Ich trug meine Sache vor. In der Zeitung für deutsche Kriegsgefangene, die in Moskau gedruckt wird, ist von Religionsfreiheit die Rede. Und jetzt sollten wir hier nicht einmal im kleinsten Kreis die Bibel lesen und beten dürfen?! Darauf folgte eine lange Rede der Dolmetscherin auf Russisch, noch eine längere des Politoffiziers. Ich verstand kein Wort, bis zum Schluss ein Wort fiel, bei dem ich die Ohren spitzte: *mojno* - es darf sein. Wieder eine lange Rede der Dolmetscherin auf Deutsch. Letztes Wort: Es darf sein! "Sie dürfen miteinander die Bibel lesen und beten." In diesem Augenblick fiel mir das Stichwort ein: Gottesdienst. Ich wies auf die Kriegsgefangenenzeitung hin. Da steht schwarz auf weiß: In allen Gefangenenlagern werden Gottesdienste gehalten. "Die Kameraden glauben mir das nicht. Warum nicht auch bei uns?!" Wieder eine lange Rede der Dolmetscherin, eine noch längere des Politoffiziers. Und zum Schluss das Zauberwort: *mojno!* Ergebnis: Am nächsten Sonntag ist Gottesdienst! Was für ein Gesicht machte der deutsche Politleiter, als ich ihm dies mitteilte!

Was in der Woche bis zu jenem Sonntag geschah, werde ich nie vergessen. Der Kantinier fragte mich: "Stimmt das? Am Sonntag soll Gottesdienst sein? Habt ihr denn dafür auch ein Kreuz?" Ich meinte, es ginge auch ohne Kreuz. "Nein", sagte er, "ohne Kreuz geht das nicht". Er war Katholik. "Ich habe

schon eines aus Birkenholz beim Lagertischler bestellt. Bis Sonntag ist es fertig. Habt ihr auch Kerzen? Nein? Nun, hier hast du welche. Ich war schon beim Popen in der Stadt" - als Kantinier durfte er in die Stadt - "zwei echte Kirchenkerzen aus Bienenwachs habe ich besorgt. Hast du denn auch Leuchter?" - "Woher sollen wir Leuchter haben!" - Er sagte: "Der Drechsler wird sie anfertigen bis zum Sonntag",

Der Sanitäter kam: "Gottesdienst? Wie machst du denn das?" Ich antwortete: "Der Theatersaal wird uns zur Verfügung gestellt. Ein Tisch auf der Bühne dient als Altar. Ich werde meine Schlafdecke nehmen und kräftig ausschütteln, dass alles, was darinnen herumhopst, heraushopst. Die Schlafdecke dient dann als Altartuch". "Nein", sagte er, "das geht nicht. Komm mal mit". Er übergibt mir ein schneeweißes Laken, fabrikneu. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. "Aber nur für den Gottesdienst. Danach gibst du es wieder auf der Kammer ab". Da kommt einer, der das mit angehört hatte: "Da muss doch etwas ran. Mal mir das mal auf!" ich zeichnete das Christusmonogramm mit dem A und dem O, den Anfangs- und Endbuchstaben des griechischen Alphabets: Christus - der Erste und der Letzte, Anfang und Ende. Er schnitt es aus schwarzer Dachpappe aus und heftete es mit Stecknadeln auf das weiße Laken. Es war ein Antependium, aber diesen Begriff kannte er nicht.

Abends auf dem Wege zur Bibelgruppe stellte ich fest: Die schreiben ja alle! Hatte es etwa Rote-Kreuz-Karten gegeben und ich wusste das nicht?! Doch es waren keine Rote-Kreuz-Karten. Irgendwer hatte mich beiläufig gefragt, was wir denn singen würden? Ich hatte ihm aus dem Stehgreif ein paar Choräle genannt, die allgemein bekannt waren. Die schrieben sie nun auf Zementtütenpackpapier, - 60 Liederzettel für den Gottesdienst.

Am Sonnabend, als die Arbeitskommandos ins Lager einrückten, brachten sie Blumen über Blumen mit. Feldblumen, unterwegs gepflückt. Der Dolmetscher fragte am Lagertor: "Wer hat denn da Geburtstag?"- "Geburtstag? Morgen ist Gottesdienst!" So kam es uns zugute, dass vor dem ersten Gottesdienst schon Gemeinde da war, die dies alles vorbereitete.

Aber dann die Enttäuschung am Sonntag früh. Durch den Lagerrundfunk wird bekanntgegeben: Die und die Brigaden rücken aus zur Arbeit. Aber ich wurde freigestellt: "Du hältst Gottesdienst!"

Die Kameraden sagten: "Das haben wir nun davon! Wäre kein Gottesdienst, so brauchten wir auch nicht zur Arbeit!" Trotz des Arbeitseinsatzes war der Theatersaal bis auf den letzten Platz besetzt. Am Nachmittag kamen die anderen von den Baustellen zurück. Die erste Frage war: "Hattet ihr Gottesdienst? Und wir waren nicht dabei. Kann der Gottesdienst nicht wiederholt werden?" Auch das wurde gestattet. Fast das ganze Lager kam zusammen. In den Gängen des Theatersaals standen sie, in den offenen Fenstern saßen sie, und draußen auf dem Hof war alles schwarz von Menschen. Ich konnte nur mit Mühe über die Bühne hineingelangen.

Ich sprach über das Wort: *"Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben, spricht der Herr. Ich will das steinerne Herz von euch nehmen und euch ein lebendiges, mitfühlendes Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben!"* (Hesekiel 36,26).

Aber die Hauptsache war nicht die Predigt. Das Größte war das, was sonst im Gottesdienst oft gedankenlos, eben nur so mitgesprochen wird: das Glaubensbekenntnis. Das wurde jetzt zum Bekenntnis. Und die Lieder: ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren‘ ... ‚In wie viel Not, hat nicht der gnädige Gott, über dir Flügel gebreitet!‘ Oder: ‚Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!‘ Wir hatten wirklich dafür zu danken, dass diese Stunde möglich war. Wir sangen, dass es nur so schallte!

Ökumene hinter Stacheldraht

Einmal im Monat durften wir in Zukunft Gottesdienst halten, und das zumeist an einem Arbeitstag. Mit dem katholischen Amtsbruder hatte ich mich geeinigt, dass wir den Dienst abwechselnd tun wollten, aber in gleicher Weise offen für katholische und evangelische Teilnehmer. Wir hätten sonst nur jeden zweiten Monat einen katholischen oder einen evangelischen Gottesdienst haben können. So aber kamen zu jedem Gottesdienst alle, ganz gleich, wer ihn hielt. Der katholische Amtsbruder und ich legten uns gegenseitig unser Predigtmanuskript vor, bevor wir es zur Zensur abgeben mussten. Auch die Lieder wählten wir gemeinsam aus, damit alle mitsingen konnten. In den Bibelgruppen waren Katholiken, Evangelische, Baptisten, Methodisten, Adventisten und selbst Zeugen Jehovas dabei. Das störte überhaupt nicht. Das Gemeinsame war viel stärker. Ich hatte Bibelgruppen, in denen ich der einzige Evangelische war. Auch der katholische Amtsbruder und ein Kaplan nahmen regelmäßig teil. Dabei hat mir mancher Katholik gesagt: "Ihr Evangelischen habt keine Mutter Gottes und keine Heiligen und keine 7 Sakramente. Was habt ihr überhaupt?! Aber ihr habt ja viel mehr: ihr habt die Bibel!" Umgekehrt ging manchem Evangelischen auf: Die Katholiken sind auch Christen, nicht nur Frömmeler. Von denen können wir im Gegenteil noch etwas lernen, was ihren Eifer und ihren Zusammenhalt betrifft. Meine Bibel aber war ständig unterwegs. Wir waren wahrhaft ein Stück Ökumene.

Zwei Jahre lang haben wir auf diese Weise ungehindert das Wort verkündigen können. Es war nicht umsonst. Das Wort blieb nicht nur ein Wort. Es geschah wirklich etwas. Ich denke an jenen Gefangenen, einen überzeugten Nazi, der sich mir gegenüber brüstete, er habe einmal einen katholischen Priester in einem Café gohrfeigt. Dreimal hatte er einen Fluchtversuch unternommen. Jetzt fühlte er sich wie ein Raubtier im Käfig. Ich hatte manche Debatten mit ihm. Eines Abends aber kam er mir entgegen, und das sonst so verbitterte Gesicht war ganz bewegt. "Ich habe heute das größte Geschenk meines Lebens bekommen!"- "Hast du Post von zu Hause? Darfst du

heim?"- "Nein, etwas viel Größeres: Was ich seit meiner Kindheit nicht mehr gekonnt habe, ich kann wieder beten".

Der andere, den ich hier nennen möchte, war ein Lehrer. Er war auch Nationalsozialist gewesen. Wir waren in der gleichen Brigade, und da wir im Umgang mit Hammer und Meißel gleich ungeschickt waren, hatte man uns zusammen getan. Da konnten wir nicht viel Unheil anrichten. Wir waren Freunde geworden und konnten über alles sprechen, nur über eines nicht: über den Glauben. Es gab die stillschweigende Verabredung: Darüber wird nicht gesprochen. Wir wollten nicht aneinander geraten. Dann kam er fort in ein Waldlager.

Nach einem halben Jahr tauchte er wieder auf. Seine erste Frage lautete: "Kommt ihr noch abends zusammen?" Und dann nach einigem Zögern: "Darf ich mit dabei sein?" Er kam dann zu jeder Gruppe, um möglichst viel mitzubekommen. Erst später gestand er mir, er habe sich mein kleines Neues Testament, das ich dem Frisör mitgegeben hatte, heimlich aus dessen Gepäck genommen und tagsüber, während er schon fieberfrei war, gelesen. Er hatte die Ruhr gehabt. Er las das Neue Testament einfach aus Langeweile, nur um nicht zu verblöden. Und jetzt: "Kommt ihr noch abends zusammen? Darf ich mit dabei sein?" Er war es gewesen, der das Antependium angefertigt hatte und der das Abschreiben der Lieder organisierte. Er war der Diakon unseres Lagers.

Jetzt kam er über den Lagerhof gelaufen, nicht wie sonst geschlichen, sondern gelaufen, und schwenkte einen Brief in der Hand. "Nimm! Lies!" Er hatte seiner Frau nach langem Zögern geschrieben, was sich mit ihm begeben hatte. Er hatte ihr das Wort geschrieben: *"Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen"* (Römer 8,28). Er hatte ihr damit sagen wollen: Selbst die Gefangenschaft im Lande des Atheismus habe ihm dazu gedient, wieder an Gott zu glauben. Und was schrieb sie? Genau dasselbe Wort habe auch sie getröstet, schon damals, als sie noch keinerlei Postverbindung hatten, als sie nicht einmal wusste, ob er noch am Leben sei.

Zwei Jahre lang, wie gesagt, hatten wir ungehindert Gottesdienst halten können. Doch einmal gab es eine Störung, als wir gerade eine Liedstrophe sangen. Ein sowjetischer Offizier

kam herein. Ich dachte, was hat das zu bedeuten? Da sagte er in gebrochenem Deutsch! "Gutt! Gutt singen! Ganze Lager lernen!" Und an den Dolmetscher gewandt: "Wie heißen Lied?" Worauf der ihm erklären musste, dass es sich um einen Choral handelte. Da verließ er wortlos den Saal.

Auch die Bibelgruppen konnten sich frei entfalten und wuchsen entsprechend. Und das Verhältnis zu dem deutschen Politleiter hatte sich soweit gebessert, dass er meinte, es sei doch unwürdig, dass ich von Baracke zu Baracke laufen müsste, um den nächsten Gottesdienst anzusagen. Es wäre doch viel einfacher, dies durch den Lagerrundfunk zu tun. Auch gewann ich den Eindruck, dass er meine Predigten gar nicht mehr zur Zensur weitergab, sondern sie selber las und genehmigte. Umso überraschender traf mich das Verbot am Ostersonntag 1949. Er habe schwer eins aufs Dach bekommen, weil er uns den Theatersaal zur Verfügung gestellt hatte. In einem Raum, in dem Lenin und Stalin hängen, dürfe doch kein Gottesdienst stattfinden! Da gingen wir zu zweit durch das ganze Lager auf der Suche nach einem Raum ohne Lenin und Stalin. Es gab keinen. Die Bilder abnehmen, das ging auch nicht. Umso besser: So könnten wir vielleicht im Freien Gottesdienst halten, und es könnten noch weit mehr Kameraden daran teilnehmen. Nein, das geht auch nicht. Das wäre religiöse Propaganda, die ist verboten. Wie sich herausstellte, war das Verbot keine örtliche Maßnahme, sondern galt für alle Gefangenenlager in der Sowjetunion mit eben derselben Begründung. Und das ein Vierteljahr vor unserer Heimkehr! Stand die Religionsfreiheit doch nur auf dem Papier?

Über Moskau nach Hause

Es sollte aber noch eine andere Veränderung geben. Wenige Wochen vor Auflösung des Lagers kam der Befehl: "Tietsch wird auf Antrag seiner Kirchenleitung vorfristig entlassen - über Moskau!" Sollte es mir wie Helmut Gollwitzer ergehen?

Bisher war ich "unabkömmlich" gewesen. So hatte mir ein Antifaschist im Vertrauen gesagt: "Du hast schon mehrmals auf der Heimkehrerliste gestanden und bist wieder gestrichen worden. Du musst das verstehen, du wirst hier gebraucht!" Das war ein Schock gewesen. Und doch - konnte es eine größere Anerkennung geben, als dass ein Antifa-Komitee feststellt: der Pastor wird gebraucht? Jetzt aber sollte ich plötzlich heimkommen?

Ein Einzelkonvoi brachte mich zum Bahnhof und fuhr mit mir nach Moskau. Ein einfacher Muschik - nach Moskau, das er noch nie gesehen hatte. Moskau, das Idol jedes Sowjetbürgers, vergleichlich dem, was Rom für einen Katholiken oder Jerusalem für einen Juden war. Der Traum seines Lebens! Er, der Sowjetsoldat, war sehr nett zu mir; im Zug teilte er mit mir Brot und Speck.

Dann kamen wir auf dem Kiewer Bahnhof an und fragten uns durch. Moskau, eine Millionenstadt mit ihren Großbauten, die aus dem Boden schossen. Man denke nur an die Lomonosow-Universität, die damals im Bau befindlich war, neben alten, halb zerfallenen Holzkaten aus der Zarenzeit. Und ungewöhnlich breite Straßen, wahre Prachtstraßen mit 4, 5 Fahrbahnen in jeder Richtung - selbst für einen Berliner ein ungewohntes Bild. Mein Muschik war völlig hilflos. Ich musste ihn an die Hand nehmen, um ihn sicher über den Damm zu bringen. Mit einem 0-Bus fuhren wir durch die Stadt, anschließend mit der Metro, die mit Bahnhöfen von unvergleichlicher Pracht ausgestattet war. Jede Station bestand aus anderem Marmor mit Kronleuchtern. Dann fuhren wir mit der S-Bahn bis Krasnogorsk am Rande der Stadt.

Dort gab es ein Doppellager, eines für die auszubildenden Kader der SED, das andere für Kriegsverbrecher. Eineinhalb Stunden wurde um mich verhandelt, in welches Lager ich ge-

höre. In die Kaderschule wollte ich nicht, aber ich gehörte doch auch nicht in die Abteilung für Kriegsverbrecher! Dort war, wie ich erfahren sollte, seinerzeit Helmut Gollwitzer gelandet. Endlich war meine Zugehörigkeit geklärt: Ich kam in das Schulungslager. Blumenbeete mit Goldfischeich, eine helle, freundliche Mensa mit gedeckten Tischen, steinerne Baracken mit schneeweiß bezogenen Betten und eine deutsche, vollständig erhaltene Lazarettbibliothek! Welch eine Gelegenheit! Ich lieb mir sofort einen ganzen Stapel Klassiker, ausgehungert nach geistiger Kost, wie ich war, aber auch zwei Bände Marx und Engels aus, um nicht allzu sehr aufzufallen. Drei Tage lang las ich von früh bis spät, unersättlich, als ich plötzlich angesprochen wurde, wo ich denn bliebe? Es wäre doch Unterrichts! Ich hatte gar nicht gewusst, dass ich daran teilnehmen durfte. "Doch! Selbstverständlich erwartet man dich!" So nahm ich teil und habe es nicht bereut. Es ging um Marxismus-Leninismus, vorgetragen von Professoren der Lomonossow-Universität; Satz für Satz wurde sofort übersetzt. Fieberhaft schrieben die zukünftigen Kader mit. Ich auch, und wohlweislich nicht nur das, was mich interessierte. Es schien mir von Nutzen, wenn ein Pfarrer der Sowjetischen Besatzungszone mit dem Marxismus-Leninismus vertraut ist.

Einmal gab es eine Exkursion, eine Stadtrundfahrt durch Moskau mit einem eigenen Bus. Wir trugen einen Gesellschaftsanzug mit Binder und Kavaliertaschentuch, der hinterher auf der Kammer wieder abzugeben war. Wir besichtigten den Gorki-Park. Das Lenin Mausoleum, vor dem sonst endlose Menschenschlangen standen, war an diesem Tag leider geschlossen. Der Gorki-Park mit seinen Karussells und Schaubuden, aber auch mit wunderschönen Rasenflächen, wurde uns als "Kulturpark" gezeigt. Von besonderem Interesse war für mich die Tretjakow-Galerie mit einer ganzen Abteilung voll herrlicher Ikonen. Ich kam mit einem jungen Russen ins Gespräch, der ausgezeichnet Deutsch sprach. Er fragte nach meinem Beruf. Ich erzählte ihm von Martin Niemöller und der Bekennenden Kirche. Davon hatte er noch nie etwas gehört. Dass es Widerstand gegen Hitler gegeben habe nicht nur von Kommunisten? Und ich, ein Pope ohne Bart?! Hinterher fragte mich einer der

Kaderschüler: "Was hast du ihm denn gesagt, was du bist?" - "Ein woina pleni, ein Kriegsgefangener natürlich!" - "Aber das hättest du ihm doch nicht sagen dürfen! Wir sind eine Delegation aus Deutschland. Kriegsgefangene gibt es nicht mehr!" Darum hatten mich Passanten auf dem Wege vom Bahnhof so erstaunt angestarrt.

An einem Sonntag durfte ich an dem Gottesdienst der anderen Lagerabteilung teilnehmen, allerdings mit der Auflage, mit niemandem zu reden. Sie hatten dort einen Raum ohne Lenin und Stalin, nämlich die Sauna. Die Duschen waren abgestellt, tropften nur noch etwas nach, die Waschschränke waren beiseite geräumt. So fanden 25 Teilnehmer gerade Platz genug, um Gottesdienst zu halten.

Drei Wochen war ich in Krasnogorsk, jenem Musterlager, in das jederzeit Vertreter des Roten Kreuzes hätten kommen können. Ich erhielt sogar eine Rubelauszahlung, während ich in all den Jahren als "ungelernter Arbeiter" nicht eine Kopeke zu sehen bekommen hatte.

Dann ging es tatsächlich heimwärts. Die zukünftigen Kader wurden nicht kontrolliert. Man vertraute ihnen auch so, dass sie alle ihre Bücher, auch ihre Lehrbücher und Kolleghefte, freiwillig dort lassen würden, um einen Missbrauch auszuschließen. Leider musste ich mich auch von meiner Bibel trennen. Ich warf sie in einen Papierkorb, der gleich darauf von einem Gefangenen des anderen Lagers, der in der Wäscherei arbeitete, geleert wurde, - einem Baptistenpfarrer, der auf diese Weise zu einer Bibel kam.

Als einziger wurde ich zum Politoffizier, einem Major, gerufen. "Wenn Sie nach Hause kommen - Sie sind doch Pastor - sagen Sie nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!" Er meinte gewiss, ich solle keine Lügen über die Sowjetunion verbreiten, was ich ihm gerne versprach.

Die Heimfahrt verlief ohne Zwischenfall. Unsere Wagen wurden an einen größeren Heimkehrertransport aus den Arbeitslagern angehängt. In Brest-Litowsk, der Grenzstation, wurden alle in einer Leibesvisitation gefilzt, auch die Kader der SED. Auf dem Bahnsteig, bevor der Zug abfuhr, stimmten sie Kampflieder an und regten sich darüber auf, dass sie kaum

Zuhörer fanden. "Wir müssten uns auf die anderen Wagen verteilen und die Heimkehrer während der Weiterfahrt schulen!" - "Das lasst lieber bleiben! Es sind schon einige bei einem solchen Versuch aus dem fahrenden Zug geworfen worden!" warnten andere. Ein halbes Jahr waren die Kaderschüler in Krasnogorsk geschult worden, die meisten Missionare des Marxismus, aber in völliger Verkennung der Gesinnung ihrer einstigen Leidensgefährten.

Die letzten Kilometer vor der Grenze wurden alle Wagentüren verplombt. Ob es wegen der Grenzbefestigungen war? Dann kamen wir in Frankfurt/Oder an. Die Entlassung erfolgte in Gronenfelde, nicht ohne einen feierlichen Akt, einer Pflichtveranstaltung mit langer Rede. Der Redner selbst klatschte zu seinen Worten Beifall, ein Zeichen für uns, wie oft und wie lange wir Beifall zu zollen hätten. Dieser Brauch war mir neu. Ich klatschte nicht, worauf mich mein Nebenmann anstieß und mir unmissverständlich zu verstehen gab, was ich zu tun hätte.

In einem überfüllten Personenzug fuhren wir dann nach Berlin. Die Zivilbevölkerung in unserem Abteil war mit ihren Äußerungen sehr freimütig. Mein Gegenüber, ein Kaderschüler, machte fleißig mit. Ich sah ihn fragend und sehr erstaunt an, worauf er entgegnete: "Bisher waren wir Kriegsgefangene. Jetzt sind wir frei!" War er sich dessen so sicher? Und wo blieb da der ganze Schulungserfolg?

Am 27. Juli 1949 um 9 Uhr früh erwartete mich Gundula auf dem Ostbahnhof, dem einstigen Schlesischen Bahnhof. Sie war so schlank, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Wir fielen uns in die Arme. Das war ein Wiedersehen! In Friedrichsfelde erwartete uns die übrige Familie mit Magdalenchen, gut vier Jahre alt. Im ersten Jahr meiner Kriegsgefangenschaft, als wir noch keine Postverbindung hatten, hatte ich einen Traum. Ich träumte, dass ich heimkehrte und ein Töchterchen mir entgegenlief. Ich wusste nur nicht, ob sie vier oder schon fünf Jahre alt war. Von da an war ich gewiss, dass Gundula lebte und eine Tochter zur Welt gebracht hatte und ich sie wiedersehen würde. Somit war ich gar nicht überrascht, als mich ein Jahr nach meiner Gefangennahme im April 1946 die erste Rote-Kreuz-Karte mit der Nachricht erreichte: Gundula und eine

kleine Magdalena wären wohlauf. Und nun war es so weit. Ich stand in der Tür, Magdalena begrüßte mich scheu und kroch unter den Tisch. Der fremde große Mann war ihr unheimlich. Sie war bisher nur gewohnt, ihren Vater im Kleinformat auf einem Foto zu sehen. Aufgeregt erklärte sie jedem, den sie traf: "Meine Mutti hat einen neuen Mann gekriegt, und ich einen neuen Vati!" Erst in Hauteroda, während unserem ersten gemeinsamen Urlaub in Thüringen, war der Bann gebrochen, und sie entdeckte, was man mit einem Vati alles anstellen kann.

Vier Jahre Gefangenschaft waren zu Ende, eine harte Zeit, eine Lehrzeit, die ich jedoch nicht missen möchte. Besser Unrecht leiden als Unrecht tun. Und was heißt hier Unrecht? Dass wir wieder aufbauen mussten, was wir zerstört hatten? Wenn ich meinen Studenten später von dieser Zeit erzählte, fragten sie oft erstaunt, wie ich das alles überstanden hätte und so fröhlich davon erzählen könnte. Aber hatte ich nicht Grund, froh und dankbar zu sein? Ich war reich beschenkt worden durch eine Gemeinde ohne Kirche, ohne Pfarramt, ohne Kommentare oder irgendwelche Hilfsmittel. Nur die Bibel und mein griechisches Neues Testament hatte ich und die Brüder. So hatte auch ich erfahren, *"dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen"*, - selbst eine russische Kriegsgefangenschaft.

Mahlsdorf - unsere erste Gemeinde

Eine Gemeinde im Aufbruch

Mahlsdorf ist die östlichste Gemeinde von Ostberlin, eine Stadtrandsiedlung mit einem alten Dorfkern und der alten Pfarrkirche in Mahlsdorf-Mitte. Dagegen ist Mahlsdorf-Nord eine Arbeitersiedlung, ein harter Boden in jeder Hinsicht. Mahlsdorf-Süd ist die jüngste Siedlung, in den zwanziger Jahren entstanden. Ganz Mahlsdorf hat von der Köpenicker Grenze bis nach Hönow eine Ausdehnung von zehn Kilometern. Es besitzt eine Kirchengemeinde mit drei selbständigen Pfarrbezirken und drei Predigtstätten, aber nur einen Gemeindevorstand.

Im Süd-Bezirk mit seinem Theodor-Fliedner-Heim, einem Gemeindezentrum mit einer Diakonen- und Schwesternwohnung, hatte Gundula während des Krieges einen Mädchenkreis auf Bitten von Schwester Dora Schulz übernommen, die nicht nur unermüdlich für ihre Kranken sorgte, sondern auch die ganze Gemeinde zusammenhielt. Durch Gundula wurde die Gemeinde auf mich aufmerksam. Sie wollte uns für die neu errichtete, noch unbesetzte Pfarrstelle gewinnen. Ein Jahr und länger hatte die Gemeinde auf mich gewartet, während ich noch in Kriegsgefangenschaft war. Ich durfte sie nicht enttäuschen. Bisher war sie von Pfarrer Wilhelm Stöß in Mahlsdorf-Mitte mit versorgt worden. So war es selbstverständlich, dass ich nach meiner Rückkehr nicht einem Ruf der Gemeinde Grunewald nach Westberlin folgte, sondern mich für Mahlsdorf entschied. Die Gemeinde in Grunewald war mir zwar seit meiner Kindheit vertraut, jedoch mit ihren zumeist wohl situierten Villenbesitzern für die Botschaft von der Liebe Gottes nur schwer ansprechbar.

In Mahlsdorf wusste ich, was ich zu sagen hätte. So wurde Mahlsdorf meine erste und - wie sich herausstellen sollte - einzige Gemeinde, die mich als ihren ersten eigenen Pfarrer mit großer Liebe und Erwartung aufnahm. Dass ich überhaupt noch ein geordnetes Pfarramt erleben würde, hatte ich mir während des Kirchenkampfes und des Krieges kaum vorstel-

len können. So war es mir ein ganz großes Geschenk, für den Dienst an Menschen freigestellt zu sein und völlig ungehindert und eigenständig arbeiten zu können.

Zunächst aber fuhren wir nach vier Jahren Kriegsgefangenschaft erst einmal in den Urlaub. Von Mitte August bis Mitte September waren wir in einem kirchlichen Rüstzeitenheim in Hauteroda bei Heldrungen oberhalb des Unstruttales im "Haus auf dem Berge" mit herrlichem Weitblick auf die umliegenden Waldrücken der Finne und Schmücke, so recht ein Ort des Ausspannens und der Erholung. Leider fiel dieser Urlaub viel zu kurz aus. In Mahlsdorf-Nord war Pfarrer Heinz Wilke an Tbc erkrankt. So musste ich sofort einspringen und hielt meinen ersten Gottesdienst nicht im Theodor-Fliedner-Heim sondern in der Kreuzkirche in Mahlsdorf-Nord. Mein erster Gottesdienst in Mahlsdorf-Süd fand am Erntedanktag 1949 in der überfüllten Kirche mit über 250 Hörern statt. Später wurde der Gottesdienstturnus so geregelt, dass ich zweimal im Monat in der eigenen Gemeinde war und je einmal in Mahlsdorf-Nord und Mitte im Wechsel mit den beiden anderen Pastoren Dienst tat.

Trotz aller Freude ging ich nicht ohne Herzklopfen an meine Arbeit. Alle 14 Tage eine neue Predigt halten; dazu die wöchentliche Bibelstunde, der Konfirmandenunterricht, den ich erstmals hielt und vorbereiten musste, ein ganzer Jugendkreis mit etwa 25 Jungen und Mädchen im Alter von 15-17 Jahren, den ich von Pfarrer Stöß übernahm, die Frauenhilfe, ein Seniorenkreis und bald auch ein neu entstandener Männerkreis. So gut wie jeder Abend war besetzt. Würde ich mich nicht übernehmen und sehr bald verausgabt sein? Dass die biblischen Texte unerschöpflich sind, dass sie viel mehr enthalten als wir je aussagen können - das sollte ich erst mit der Zeit erfahren. So hielt ich mich nicht an die vorgeschriebenen Predigttexte, über die meine Amtsbrüder predigten, um nicht für jeden Sonntag eine neue Predigt vorbereiten zu müssen. Ich wählte Worte der Schrift, die mir besonders lieb geworden waren, musste aber bald erfahren, dass darin auch eine Gefahr der Einseitigkeit lag. Später hielt ich ganze Predigtreihen über das Glaubensbekenntnis und die Zehn Gebote oder über ganze biblische Bücher, um diese der Gemeinde zu erschließen und

lieb zu machen, was sich für die Hörer als sehr zugkräftig erwies. Es war eine Gemeinde im Aufbruch, gewiss nicht nur in Mahlsdorf-Süd. Die Jahre nach dem Zusammenbruch waren in kirchlicher Hinsicht besonders fruchtbare Jahre. Wenn jemand Vertrauen gewonnen hatte, so war es die Kirche, selbst bei den sowjetischen Behörden. Der Kirchenkampf während der Nazizeit hatte Früchte getragen.

Der Gottesdienstbesuch wuchs. Die Bibelstunden, besonders die Bibelwoche, auch eine Frucht des Kirchenkampfes, waren so gut besucht, dass der Gemeinderaum mit 40 Plätzen bald nicht mehr ausreichte. Wir mussten in die Kirche gehen. Dass man dort in Reihen hintereinander saß, erwies sich jedoch nicht gerade als gesprächsfördernd. Der Männerkreis wuchs auf 60 Teilnehmer an. Im Konfirmandenunterricht tauchten immer wieder neue Jugendliche auf, die von anderen mitgebracht wurden, oft ohne Wissen der Eltern. Bald hatte ich vier Gruppen mit je 30 Konfirmanden bzw. Vorkonfirmanden zu unterrichten. Im ersten Unterrichtsjahr lernten sie die Bibel kennen, im zweiten Luthers Kleinen Katechismus mit den Zehn Geboten. Sie waren brandaktuell. Etwa das 4. Gebot, das sich ja nicht nur auf das Verhältnis zu den Eltern bezog. "Ja aber unsere Lehrer sind doch alle Kommunisten. Muss ich mir von denen etwas sagen lassen?" sprang ein Mädchen auf, flammend vor Entrüstung. Antwort: "Wenn dein Mathelehrer dir Mathematik beibringt, so kannst du von ihm sehr wohl etwas lernen, auch wenn er nicht an Gott glaubt". Nicht minder aktuell war das 5. Gebot mit der Forderung Jesu: "Liebet eure Feinde!" Wie vertrug sich das mit der Erziehung zum Hass gegenüber dem Klassenfeind? Oder das 8. Gebot: Nicht lügen! Galt das auch für den Schulgebrauch? "Die Lehrer wollen doch belogen sein! Man muss eben Dienstmeinung und Privatmeinung unterscheiden". Was aber tun, wenn der Stadtschulrat Wildangel Recht behält, als er in einer Elternversammlung erklärte: "Was für Ihre Kinder heute Lüge ist, wird morgen für sie Wahrheit sein". Es ging im Konfirmandenunterricht recht lebendig zu. Disziplinschwierigkeiten gab es nicht. Fast jedes Jahr entstand ein neuer Jugendkreis aus den Neukonfirmierten. Bibelrüsten in den großen Ferien im Johannis-

stift oder in Lobetal waren sehr gefragt und schlossen uns zu einer Lebensgemeinschaft zusammen. Der Mechesee lud zum Baden ein; für eine 16-Jährige wäre dies fast tödlich ausgegangen. Sie war mit anderen zu einer Sandbank geschwommen und tauchte, kam aber nicht wieder hoch. Andere sprangen hinzu und zogen sie aus dem Wasser. Als sie wieder zu sich kam, gestand sie, dass sie an epileptischen Anfällen litt. Ein anderes Mal fiel sie um während unseres Jugendabends. Sofort wurde ihr Arzt gerufen, der augenblicklich kam. Beide Erlebnisse haben uns mächtig getroffen. In den folgenden Jahren mussten wir erleben, welche Veränderungen mit ihr voringingen, ohne dass ihr entscheidend geholfen werden konnte. An den Jugendabenden las ich nach der Bibelarbeit oft aus Büchern vor, etwa Gulbrandsens "Und ewig singen die Wälder" und "Das Erbe von Björndal". Lebensbilder von Albert Schweitzer, Friedrich von Bodelschwingh oder Martin Niemöller wirkten prägend. Oft hatten wir Besuch. Ein Abend mit der Gefängnisseelsorgerin Gertrud Staewen und ihren Erlebnissen mit den Sträflingen in der Strafanstalt Plötzensee hat uns sehr beeindruckt. Ein anderes Mal erzählte Herbert Hengersdorf, Sekretär des CVJM, aus seinem Leben. Dann waren alle Jugendkreise beisammen, und die Kirche war voll besetzt. Theophil Rothenberg, unser Kantor, ließ die Orgel umbauen. So gewannen wir auf der Orgelempore einen zweiten Jugendraum. Auch schuf er neue Paramente für die Kirche (Altar- und Kanzelbehang). Sein Kirchenchor konnte sich hören lassen. Mit unserer Jungen Gemeinde übte er Laienspiele ein, wie "Friedensstraße 8 - was in einem Haus unter Christen so alles passieren kann"; oder "Die vergeblichen Schatten", ein Spiel, das von Korea handelte; oder "Dein Weg Mose", der Wüstenzug Israels bis zum Tode des großen Gottesmannes. Rothenbergs Mitarbeit bei Jugendrügen gemeinsam mit der neu gewonnenen Katechetin Gisela Heinker waren mir eine große Hilfe. Neue Glocken wurden angeschafft, weil die alten im Krieg eingeschmolzen worden waren. Binnen weniger Wochen kamen 3000 Mark zusammen. Die Glockenweihe fand am Reformati-onstag 1951 statt. *"Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!"* lautete eine Glockeninschrift, ein geradezu beschwörender

treibt ihr euch hier herum? Habt ihr nicht Christenlehre?" Diese fand in den ersten Jahren noch in der Schule statt. Wenn der Unterricht von anderen Schülern gestört wurde, war ich sofort in der Schule. Später wurde die Christenlehre aus den Schulen verwiesen, "um einen störungsfreien Verlauf des Schulunterrichts zu gewährleisten". Die Christenlehre fand daraufhin in unserem Gemeinderaum statt. Sie wurde bereits seit 1945 von kircheneigenen Kräften gehalten.

Der alte Schulleiter aber, ein überzeugter Kommunist, dankte ab. "Lieber Steine klopfen als Schulleiter bleiben" soll er gesagt haben. Es war die Zeit des Stalinismus. Ein harter Kurs machte sich auf allen Gebieten bemerkbar.

In den ersten Jahren war die Mitarbeit christlicher Eltern im Elternbeirat der Schulen noch möglich. Bei einer Elternbeiratswahl kam es dann zum Eklat. Ich hatte unsere Eltern ermutigt: "Wenn Eure Kinder täglich zur Schule gehen müssen, so werdet Ihr doch wohl wenigstens einmal im Jahr zur Elternbeiratswahl dorthin gehen können." Die Namen von christlichen Eltern, die kandidierten, wurden zwischen mir und dem katholischen Amtsbruder ausgetauscht. Zur Wahl selbst - unsere Magdalena ging dort zur Schule - kam ich etwas verspätet vom Konfirmandenunterricht und fand gerade noch einen Sitzplatz auf einer Seitenbank. Es kam zur Abstimmung. Ohne dass ich das geahnt, geschweige denn beabsichtigt hatte, orientierten sich viele Eltern an mir. Wenn meine Hand hochging, so gingen auch die ihren hoch; wenn meine unten blieb, so auch die ihren. Ergebnis: mit 250 Stimmen gingen die christlichen Eltern durchs Ziel, die Atheisten fielen mit 25 Stimmen durch. Vorsitzender des Beirates wurde der Leiter unseres Männerkreises. Diese Wahl erregte Aufsehen. "Einbruch der Kirche in die Schule" hieß es. Der Stadtschulrat Wildangel beschwerte sich bei dem Referenten der Kirchlichen Erziehungskammer, Dr. Meinhard Paeslack, ohne zu ahnen, dass ich sein Schwiegersohn war. Auf der Straße aber kamen wildfremde Menschen strahlend auf mich zu, während andere mit finsternen Gesichtern mich bewusst schnitten. Es war wohl die letzte Beiratswahl dieser Art. In Zukunft wurden die Kandidaten allein von der Partei bestimmt.

Die Stasi im Gottesdienst

Das Jahr 1953 hatte begonnen. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche spitzte sich immer mehr zu. Fast regelmäßig mussten wir mit "Besuch" im Gottesdienst rechnen. Einmal waren es gleich vier Fremde, die aus ersichtlichen Gründen gekommen waren.

In der alten Pfarrkirche in Mahlsdorf-Mitte sah ich noch einen Besucher hereinkommen, als ich schon auf der Kanzel stand. Am Ausgang war es üblich, dass sich die Gemeindeglieder von ihrem Pfarrer verabschiedeten. Der Nachkömmling versuchte, sich an mir vorbeizudrücken. Ich sprach ihn freundlich an: "Sie haben nicht gewusst, dass unser Gottesdienst schon um halb zehn beginnt". Als ich als Letzter die Kirche verließ, um mein Fahrrad zu besteigen, stand er noch da. "Ich war nicht freiwillig hier", gestand er. "Das hatte ich mir schon gedacht", erwiderte ich. Er war sichtlich verlegen, worauf ich ihm sagte: "Das braucht Ihnen nicht peinlich zu sein. Wenn Sie das weitersagen, was ich in meiner Predigt gesagt habe, so ist mir das nur recht. Wir haben nichts zu verbergen. Im Gegenteil, Sie tun dem Evangelium noch einen Dienst damit. Und wenn man Sie wieder schickt, so kommen Sie getrost, nicht weil man Sie schickt, sondern weil ich Sie hiermit herzlich einlade!"

Wir schieden mit einem kräftigen Händedruck. Ich habe ihn jedoch nicht wiedergesehen. Schwieriger war eine andere Begegnung. Eines Abends kam ein Lehrer zu mir, der seinen Schülern als Spitzel bekannt war. Er wolle gerne einmal an einem Abend der Jungen Gemeinde teilnehmen. Was sollte ich tun? Ihm die Tür weisen? Oder sollte ich seinem Wunsch entsprechen? Durfte ich das? Hieße das nicht geradezu, meine Jugendlichen ans Messer liefern? Ich lud ihn ein: "Ja, kommen Sie. Doch mache ich Sie darauf aufmerksam, dass wir Bibelarbeit treiben. Wenn Sie daran teilnehmen wollen, können Sie das gerne tun". Er kam. Ich hatte noch schnell meine Jugendlichen verständigt: "Wenn er kommt, lasst Euch nichts anmerken. Nehmt ihn freundlich auf". Sie nahmen ihn sogleich in ihre Mitte, schlugen ihm Bibel und Gesangbuch auf. Er wusste gar nicht, wie ihm geschah. Hinterher kam er

mit in mein Arbeitszimmer. Er sei erstaunt. Bei mir in der Jungen Gemeinde wären die Jugendlichen ganz anders als bei ihm im Unterricht, viel freier und offener in ihrem ganzen Verhalten. Ich antwortete, dass ich sie gar nicht anders kenne. Woran das läge? Wer Vertrauen schenkt, würde auch Vertrauen gewinnen. Kaum hatte ich das gesagt, fiel ihm die Maske vom Gesicht. Hatte er bisher ganz starr und verschlossen mir gegenüber gesessen, so schaute jetzt ein Mensch heraus, der unsäglich darunter litt, dass ihm niemand Vertrauen schenkte. Dass ich dies gewagt hatte, hatte ihn überwunden.

Ein anderes Mal erhielt ich Besuch von einem Genossen, der extra von Hennigsdorf angereist war, - eine Fahrzeit von etwa 1 1/2 Stunden. Er bat mich um Mitarbeit in der Nationalen Front, einem Gremium, das die so genannten Blockparteien und Parteilose miteinander verband. Ich bat ihn herein und fragte, wie er sich das denn vorstelle. Er möchte mir konkrete Vorschläge machen. Da meinte er, das wisse er auch nicht. Ich sei der erste Pfarrer, der ihn überhaupt hereingelassen habe. Die anderen hätten ihn gleich an der Tür abgefertigt. Auf welche Weise ich mitarbeiten könne? Da müsste er sich erst einmal erkundigen. Er ging und kam nach ein paar Tagen wieder. Ich solle einen Vortrag über den Frieden halten. Ich sagte zu, nur müsse er wissen, was ich unter Frieden verstehe: statt Klassenkampf, Aufrüstung, Alleinvertretungsanspruch und Besserwisserei sei ein Hören auf den anderen, die Achtung auch vor dem Andersdenkenden der erste Schritt zum Frieden. Frieden - das sei für mich kein Schlagwort, kein Ideal, sondern eine Realität, verwirklicht und ermöglicht durch Jesus Christus. Wenn ich das sagen dürfe, wäre ich sofort bereit. Wir könnten sogleich losgehen. Da zuckte er sichtlich zurück und meinte, da müsse er sich erst noch einmal erkundigen. Zweimal hatten wir beieinander gesessen, über eine Stunde lang, als er mir gestand, er wäre früher auch einmal Christ gewesen und hätte dem Jugendbund für entschiedenes Christentum angehört. Das alles lag aber weit zurück, war längst vergessen. Jetzt aber, wo wir miteinander sprachen, wäre das alles wieder gegenwärtig, und er frage sich, wie er das habe vergessen können.

Solche und ähnliche Gespräche waren mir ein Signal, nicht nur für meine Gemeinde da zu sein, sondern für jedermann; auch für den ganz Andersdenkenden, selbst wenn dies viel Zeit und Mut erforderte. Wie hieß es doch in meinem Ordinationsvorhalt? "Keinen Menschen aufgeben". Das verpflichtet. Aber ein solches Vertrauen war nicht ohne Risiko und hatte auch seine Grenzen. Ein Ingenieur aus unserem Männerkreis kam, ein ganz treues Gemeindeglied. Man habe ihn auf mich "angesetzt". Er solle laufend über mich und meine Predigten berichten. Er habe nicht den Mut gehabt, dies abzulehnen. Er hielte das nicht aus. Er würde die Konsequenzen ziehen und mit seiner Familie "nach drüben" gehen. Meine Einwände halfen nichts. Der Weggang dieser Familie war für unsere Gemeinde ein schmerzlicher Verlust. Seine Tochter war eines der aktivsten Glieder unserer Jungen Gemeinde.

Werft euer Vertrauen nicht weg!

Noch manche Familien gingen aus unterschiedlichen Gründen. Da war ein Geschäftsmann aus Schlesien. Dass er fortwährend im Volkseigenen Betrieb Leistungsergebnisse schreiben sollte, die nie erbracht worden waren, ertrug er nicht. Er wollte und konnte den Betrug nicht mitmachen. Er würde daran zerbrechen. Er ging mit seiner ganzen Familie, aber ein Sohn blieb, zum Verdruss seiner Eltern. Den fragte ich, ob er sich das auch recht überlegt habe, sich von seinen Eltern und Geschwistern zu trennen, und was er ihnen damit antäte. Die Eltern bat ich, ihm den eigenen, gründlich überlegten Entschluss abzunehmen. Er würde nicht ins Leere fallen. Wir, meine Frau und ich, würden ihn wie einen Sohn in unserem Hause aufnehmen. Das taten wir auch. Wolfgang war die Säule unserer Jungen Gemeinde.

Indessen nahm der Druck auf die Jungen Gemeinden immer mehr zu. Im "Neuen Deutschland" wie in der gesamten Presse wurde die Junge Gemeinde als "Fünfte Kolonne des Westens" diffamiert. Die "Kugelkreuzler" wären Staatsfeinde und trieben Sabotage und Boykott. Das Tragen des "Kugelkreuzes" - gemeint war das Kreuz auf der Weltkugel, das Bekenntniszeichen der Jungen Gemeinden - wurde verboten. Die einzige evangelische Jugendzeitschrift, die "Stafette", hatte ihr Erscheinen schon längst einstellen müssen. Jugendrüsten wurden aufgelöst. Jugendtage konnten nur noch im Beisein des Bischofs oder des Generalsuperintendenten stattfinden. Wenn wir in unserer abgelegenen Straße nachts ein Auto kommen hörten, dachten wir: Jetzt ist es so weit. Jetzt holen sie uns. Wolfgang stand im Abitur. Er erhielt das Thema: "Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist". Er sagte nur einen Satz: "Ich kenne nur eine Allmacht". Ergebnis: Ungenügend. Er war durchgefallen. Wer in Gesellschaftswissenschaften versagte, konnte sonst lauter Einsen haben, er war durchgefallen. Dann kam der 10. Juni 1953. Ein Gespräch zwischen Kirche und Staat brachte die Wende. Mit einem Schlag wurde alles zurück genommen. Die staatliche Presse gab sogar öffentlich zu, dass Fehler gemacht worden seien. Sofort war der Super-

intendent des Nachbarkirchenkreises mit mir bei der Schulbehörde. Wolfgang durfte sein Abitur wiederholen. Es wurden nicht mehr Bekenntnisse, sondern nur noch Kenntnisse verlangt, und er bestand. So geschah es in einer ganzen Reihe von Fällen. Auf überraschende Weise hatte sich die Jahreslösung erfüllt: *"Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!"* (Hebräer 10,35).

Bisher hatte meine Junge Gemeinde eisern zusammengehalten. Doch jetzt, angesichts der ungewohnten Freiheit, gab es Auflösungserscheinungen. Viele blieben fort. Waren sie überfordert gewesen? Oder glaubten sie, sie hätten das Wort Gottes nun nicht mehr nötig?

Dem 10. Juni aber folgte der 17. Juni, der Aufstand der Bauarbeiter. Von Hennigsdorf kamen sie anmarschiert, quer durch Westberlin, durch das Brandenburger Tor über den Alexanderplatz die Stalinallee entlang. Büros der SED wurden gestürmt, Transparente und Plakate heruntergerissen, Fahnen verbrannt. Überall in der DDR, in Magdeburg, Leipzig, Dresden entbrannte der Aufstand, - eine Folge des 10. Juni? Hatte die Arbeiter Morgenluft gewittert? Oder waren sie vom Westen aufgehetzt worden, wie es unsere Presse behauptete? Gewiss hatte die westliche Presse den Volksaufstand sich zunutze gemacht und in Großaufmachung davon triumphierend berichtet. Sie hatte damit zusätzlich Öl ins Feuer gegossen. Anlass waren jedoch die Normenerhöhung und die schlechte Bezahlung der Arbeiter gewesen. Der jahrelange Druck hatte Gegendruck ausgelöst, und der hatte sich angestaut. Erst das Eingreifen sowjetischer Panzer machte dem Aufstand ein Ende. Zweierlei war jedoch beachtlich: die Disziplin der sowjetischen Panzerbesatzung, die beschimpft und mit Steinen beworfen wurde, aber nicht schoss, und die Zurückhaltung der Alliierten. Ihr Eingreifen hätte einen Dritten Weltkrieg auslösen können. Das Fehlschlagen des Aufstandes aber wirkte für Jahrzehnte nach. Die Bevölkerung sah ein, dass durch einen Aufstand nichts zu gewinnen sei. Die Folge war eine umso größere Hoffnungslosigkeit und Resignation. Auch für mich persönlich blieben die Ereignisse nicht ohne Folgen. Eine langwierige Gastritis machte eine stationäre Be-

handlung notwendig. Ich wurde in das Königin-Elisabeth-Hospital in Berlin-Lichtenberg eingewiesen. Der jahrelange Druck und der Stress, die ständige Arbeitsüberlastung wirkten sich aus. Hinzu kam der Tod meines Schwiegervaters im März 1954, dessen Rat und Beistand mir jetzt fehlten. Eine alte Lungen-Tbc war bei ihm neu ausgebrochen. Er aber hatte keine Zeit, um zum Arzt zu gehen. Als er ging, war es bereits zu spät.

Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus erhielt ich ein Moped. Bisher hatte ich mit dem Fahrrad die beträchtlichen Entfernungen in ganz Mahlsdorf zurückgelegt, was mein Herz übernahm. Ein halbes Jahr tat das Moped mir gute Dienste. Dann kam der Winter. Ich wollte auf mein Moped nicht verzichten und handelte mir eine chronische Prostatitis mit 39 Jahren ein, die mich mit viel Schmerzen jahrzehntelang begleiten sollte.

Es ist an der Zeit, ein Wort zu unserem Familienleben zu sagen. Was meine Frau in all den Jahren zu tragen hatte, lässt sich nicht beschreiben: zuerst 10 Jahre lang Trennung durch Krieg und Gefangenschaft mit ständiger Angst um mein Leben, dann der Mahlsdorfer Stress mit seinen politischen Belastungen. Vormittags Vorbereitung, nachmittags Unterricht, und Abend für Abend waren wir durch die verschiedenen Kreise besetzt. Was blieb da noch für die Familie übrig?! An manchen Tagen war gerade noch Zeit, den Kindern vor dem Schlafengehen etwas aus meiner Kindheit zu erzählen oder auch Tom Sawyers Abenteuer und Erich Kästners "Fliegendes Klassenzimmer" vorzulesen. Am Sonntagnachmittag kam es wohl zu einer gemeinsamen Radfahrt zu meinen Eltern nach Berlin Buckow-Ost. Gemeinsame Ferien verbrachten wir in Schierke, Kloster Drübeck oder Ilsenburg. Mit einer unglaublichen Geduld und nimmermüder Einsatzbereitschaft hat Gundula meinen Dienst mitgetragen, ja im Grunde überhaupt erst ermöglicht. Besucher wurden von ihr empfangen, notfalls getröstet. Sie übte das Singen mit den Konfirmanden für den Gottesdienst ein, hielt den Mütterkreis und nahm an Jugendrügen teil. Zeit hatten wir kaum füreinander. Einmal meinte sie: "Ich muss mich wohl offiziell zu deiner Sprechstunde anmelden,

um mit dir reden zu können. Sonst hast du ja keine Zeit!" Was ich an ihr und unseren Kindern versäumt hatte, wurde mir erst deutlich, als ich darniederlag und ihr damit neue Sorgen bereitete.

Hinzu kam die viel zu enge Wohnung: ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer für uns und die Kinder, ein Amtszimmer im Dachgeschoss, das kaum zu heizen war, musste ausreichen, bis auf Drängen des Superintendenten eine Erweiterung im Austausch mit der Schwesternstation zustande kam. Das Sprechzimmer lag nun zu ebener Erde, aber das Wohnzimmer war und blieb Kinderzimmer und Warteraum für alle, die mich aufsuchen wollten.

Wochenlang habe ich von der Couch aus den Pfarrbetrieb geleitet, so gut das ging. Und das zu einer Zeit, in der ich auch noch die Geschäftsführung für ganz Mahlsdorf inne hatte, - eine zusätzliche Belastung, nicht nur zeitlich, sondern vor allem ein menschliches Problem. Bisher hatte der Amtsbruder von Mahlsdorf-Mitte die Geschäftsführung inne gehabt, ein ausgezeichneter Organisator, die Zusammenarbeit nicht immer leicht. Hier und auch später in Marzahn ist mir deutlich geworden, wie selten ein gutes Miteinander von Pfarrern an ein und derselben Gemeinde ist. Wir Pfarrer haben während unseres Studiums wohl vieles gelernt, nur eines nicht, Teamfähigkeit. "Selig sind die Beene, die am Altar stehn alleene!" sagte der Volksmund, nicht zu Unrecht.

Meine Krankheiten waren Warnung genug, einen vernünftigeren Arbeitsrhythmus zu suchen. Unser Superintendent Friedrich Schröter mahnte: "Eine Kerze soll sich langsam brennend verzehren, aber doch nicht an beiden Enden zugleich!" Aus diesem Grunde versuchte ich, auf den verschiedensten Arbeitsgebieten Mitarbeiter aus der Gemeinde zu gewinnen. Für Gottesdienstvertretungen, keineswegs nur für Vertretungen, rüstete ich Lektoren zu, und dies zu einer Zeit, als das noch nicht gang und gäbe war. Kirchenälteste, die dafür geeignet waren, standen zur Verfügung, desgleichen tatkräftige Glieder der Jungen Gemeinde. Der Gottesdienst sollte eine Sache der ganzen Gemeinde sein und nicht nur das Einmann-Unternehmen des Pastors. Die Bibelstunde in Waldesruh hielt

gelegentlich der Laienprediger der Landeskirchlichen Gemeinschaft, zu dem ich seit langem ein gutes Verhältnis hatte. Glieder der Landeskirchlichen Gemeinschaft waren meine treuesten Gottesdienstbesucher und kamen mit den Kirchenältesten und der Gemeindegewerter zur Gebetsgemeinschaft vor Gottesdienstbeginn. Theophil Rothenberg als Kantor, Gisela Heinker als Katechetin, Helga Feurich als Gemeindegewerterin und die Vikarin Sigrid Krummacher - ich hatte wirklich Helfer, auf die ich mich verlassen konnte. Und mit allen gab es ein gutes Miteinander.

Eines Tages gab es Schwierigkeiten mit Waldesruh. Die Bibelstunde dort bei der Familie Karge war bis auf 20 Teilnehmer angewachsen, als Waldesruh plötzlich abgetrennt wurde. Eine Grenze wurde um ganz Berlin gezogen, die nur an wenigen Übergängen passierbar war. Was bisher ein Fußweg von 15 Minuten war, wurde nunmehr ein Unternehmen von 1 1/2 Stunden mit Straßenbahn, S-Bahn und Bus über Dahlwitz-Hoppegarten. Umso dringlicher aber war mein Kommen, da die Waldesruher nicht mehr zum Gottesdienst kommen konnten. Bis 18 Uhr hatte ich Konfirmandenunterricht. Wie sollte ich rechtzeitig zur Bibelstunde dort sein? Da meinte einer meiner Konfirmanden aus Waldesruh, der sich irgendwie durchgeschlagen hatte, er wüsste noch einen Durchschluß. Er würde mich führen. Es war Nacht. In der Ferne leuchteten Scheinwerfer durch die Baumstämme. Hundegebell und das Geräusch von Schanzarbeiten waren zu hören - wie im Krieg. Auf einem Umweg erreichten wir tatsächlich Waldesruh durch den gespenstischen Winterwald - unentdeckt! In Zukunft mußte ich dann freilich den langen Weg über Dahlwitz nehmen. Später wurde ein Grenzübergang in der Akazienallee eingerichtet, so daß die Waldesruher wieder kommen konnten.

Es wäre noch vieles aus jenen Jahren zu berichten. Da erreichte mich 1954 ein Ruf. Generalsuperintendent Krummacher, auf dessen Antrag hin ich seinerzeit aus der Kriegsgefangenschaft vorfristig entlassen worden war, wollte, ich sollte als Nachfolger von Friedrich Schröter Superintendent des Kirchenkreises Berlin-Lichtenberg werden. Es war gut, daß es dazu nicht kam. Meine Amtsbrüder im Pfarrkonvent wollten

lieber einen Pfarrer aus einem anderen Kirchenkreis als Superintendenten, was auch sonst der Regel entsprach. Die Verwaltung war auch ganz gewiss nicht meine Stärke. Und ein Superintendent hat vornehmlich Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen und zu repräsentieren, was mir auch nicht gerade liegt.

Wiederholte Angebote von Westberliner Gemeinden hatte ich abgelehnt. Meine Mahlsdorfer hatte ich ermutigt zu bleiben, um hier im Sozialismus, in einer atheistischen Umwelt, ihr Christsein zu bewähren. Und ich selber sollte nach Westberlin gehen? Wie konnte ich da glaubwürdig bleiben?! Gewiss war das Bleiben für Gundula und die Kinder ein schwerer Entschluss. Sie wären aller Schul- und Berufssorgen enthoben gewesen.

Stattdessen sollte mich ein Jahr später ein ganz anderer Ruf erreichen, dem ich gern folgte in der Hoffnung, meinen Bedarf an Theologie decken zu können. Nach 10 Jahren Krieg und Gefangenschaft und 6 Jahren Gemeindepfarramt hatte ich einen immensen Nachholbedarf. Es war der Ruf an das Sprachenkonvikt, die Theologische Ausbildungsstätte der Kirche Berlin-Brandenburg. Aber nur für 3 Jahre, meinte ich. Danach wollte ich unbedingt wieder ins Pfarramt zurück. Denn etwas Größeres und Schöneres als die Gemeindegemeinschaft konnte ich mir nicht denken. Mahlsdorf war und blieb für mich meine erste Liebe.

Das Sprachenkonvikt

Ein Leben in zwei Welten

Das Sprachenkonvikt in der Borsigstraße war eine theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, eine Tochter der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf, ein Enkel jener illegalen Kurse der Bekennenden Kirche, die ich einst besucht hatte. Sprachenkonvikt war der offizielle Name, weil hier ursprünglich die zum Theologiestudium erforderlichen alten Sprachen, Griechisch, Hebräisch und Latein, gelehrt wurden. "Sprachenkonfekt" nannten es die Sprachbegabten, "Sprachenkonflikt" die anderen.

An der Gründung im Jahre 1950 war schon mein Schwiegervater Dr. Paeslack beteiligt. Jahrelang hatte er als Altphilologe dort Griechisch und Latein unterrichtet. Längst aber, schon unter der Leitung meines Vorgängers Pfarrer Hartmut Aschermann, war das Sprachenkonvikt eine fast vollakademische Kirchliche Hochschule geworden.

Als ich mit dem Wintersemester 1955/56 meine Tätigkeit am Sprachenkonvikt begann, studierten dort an die 100 Studenten und Studentinnen, die zumeist im Konvikt wohnten. Die Externen hatten ihre Studentenbuden in der Stadt oder lebten bei ihren Eltern. Außerdem wohnten etwa 20 Studenten der Humboldt-Universität, vor allem Veterinäre, im Konvikt. Es war gut, dass die Theologen nicht völlig unter sich waren.

Leiter des Sprachenkonviktes war Pfarrer Johannes Wolff, Falkensee, der jedoch nur einmal in der Woche hereinkam und Homiletik lehrte. Praktisch hatte ich als Studiendirektor die Leitung inne, während Fräulein Käthe Uhl als Hausdame sich bereits seit 5 Jahren um das Wohl der Studenten im Konvikt bemühte. Den Unterricht erteilten Dozenten der Kirchlichen Hochschule, die ihre Vorlesungen und Seminare in Zehlendorf, aber auch in der Borsigstraße, hielten. Alle unsere Studenten waren am Sprachenkonvikt immatrikuliert, waren aber zugleich auch Hörer an der Westberliner Kirchlichen Hochschule, - lebten also ständig in zwei Welten, was nicht ohne Probleme war.

Eine Dienstwohnung bezogen wir im 3. Stock im 2. Hinterhof: ein großes Wohnzimmer von 10 x 4 Metern, ein winziges Esszimmer als Durchgangsraum, Schlafzimmer und Arbeitszimmer. Die Kinder mussten außerhalb der Wohnung im Studentinnenflügel, aber auf derselben Etage, untergebracht werden. Sie waren nicht wenig stolz auf ihre Selbständigkeit. Wir alle aber haben den Garten und die Ruhe unserer Mahlsdorfer Wohnung entbehrt. Nur ein großer Eichenbaum stand im 2. Hinterhof, der nach altberliner Brauch dem Hinterhaus die Würde eines Gartenhauses verlieh.

In den Wochen vor unserem Einzug durfte ich die Borsigstraße kaum erwähnen. Sofort setzte es Tränen bei unseren Kindern und auch bei meiner Frau. Erst allmählich gewöhnten wir uns ein und genossen auch die Vorteile unseres neuen Daseins: eine zentralgeheizte Wohnung in verkehrstechnisch günstiger Lage, keine 5 Minuten bis zur S-Bahn, U-Bahn, Straßenbahn und Bus sowie die Möglichkeit, Theater und Konzerte in 15 Minuten Fußweg bequem zu erreichen. Von Mahlsdorf aus hatten wir mindestens eine Stunde Fahrzeit gebraucht. Mit der S-Bahn waren wir auch in wenigen Minuten in den Kulturzentren von Westberlin. Dazu war jetzt Gelegenheit, da die Abende zumeist frei waren, obwohl man als Hausvater jederzeit für die Studenten erreichbar sein musste. Ein Spaziergang am Sonntagnachmittag in den nahe gelegenen Humboldthain oder durch den Tiergarten war eine willkommene Abwechslung. Wir lebten buchstäblich an der Nahtstelle von Ost und West. Zum Gottesdienst gingen wir meist in die Versöhnungsgemeinde, deren Kirche in der Bernauer Straße noch in Ostberlin lag, während die Straße bereits zu Westberlin gehörte. Die Predigten von Pfarrer Helmut Hildebrandt - "Hadubrandt" nannten ihn unsere Kinder - waren ansprechend, die Gottesdienste durch die Familie Hildebrandt und das Ehepaar Muntschick musikalisch festlich gestaltet.

Meine Aufgabe war die Leitung des gesamten Sprachenkonvikts. Mir stand eine betagte und schon etwas umständliche Sekretärin zur Verfügung, Frau Gertrud Liebenow, der bald eine jüngere Kraft, Gotlind Hofmeister, aus unserer Mahlsdorfer Jungen Gemeinde folgte, während Frau Liebenow die Lei-

tung der Bibliothek übernahm. Außerdem gab es 23 Angestellte in Küche und Haus, sowie zwei Heizer. Gefürchtet war die Köchin, Frau Hintzsche. In der Küche gab es oft "atonale Musik", die durch die Höfe schallte und den Unterricht beeinträchtigte. Ich musste oft Feuerwehr sein. Ein Student aber hatte in die frisch verputzte Stufe zum Kucheneingang die Worte eingeritzt: "Hic habitat Minotaurus". Frau Hintzsche ahnte Unheil. Mit viel Mühe gelang es mir, sie mit der Erklärung zu beruhigen: der Minotaurus sei ein Fabelwesen, das in Wirklichkeit gar nicht existierte, aber großen Respekt in der Antike genoss. Anders die Auslegung eines Studenten, der ihr unumwunden ins Gesicht sagte: Der Minotaurus war ein Drache, der seine eigenen Kinder verschlang! Da war auch ihr Vertrauen zu mir und meiner Auslegungskunst erschüttert.

Ein Teil des Hauses, der frühere Gemeindesaal der Golgatha-Gemeinde, das spätere Auditorium Maximum, das zugleich als Mensa diente, desgleichen die beiden darüber befindlichen Etagen mit ihren Studentenzimmern, die so genannte "Stalin-" und die "Lenin-Allee", befanden sich noch im Ausbau mit ihren Gerüsten, eine einzige Baustelle. Zuständig dafür war Herr Bauingenieur Manfred Liebich vom Kirchlichen Bauamt, mit dem ich bis in unsere Marzahner Zeit hinein ein gutes Einvernehmen habe. Die Bauarbeiter aber galt es mit Zigaretten bei guter Laune zu erhalten. Auf einem Kostümfest der Studenten trat ich als Bauarbeiter auf. Den Drillichanzug, Reibbrett und Kelle hatte ich mir von dem Vorarbeiter ausgeliehen; das gab einen tollen Lacherfolg.

Die Vorlesungen fanden bis dahin und zum Teil auch später noch im Turm der Golgatha-Kirche statt. Die Räume waren dunkel und nur schlecht heizbar. Die Seminare tagten im Hause. Ein Konvikts-gottesdienst wurde jeden Donnerstagabend zumeist von mir, oft auch von dem Repetenten Johannes Wallmann und von Eberhard Jüngel oder anderen Studenten gehalten. Gemeinsame Morgenandachten waren nicht möglich, da die Studenten zu sehr verschiedenen Zeiten zu ihren Vorlesungen gingen und zumeist auch an der Kirchlichen Hochschule studierten. Abendandachten wurden erst im letzten Jahr meiner Dienstzeit durch Initiative einiger Studenten

eingeführt, die vom Katechetischen Oberseminar in Naumburg zu uns gekommen und sichtlich mehr als die unseren geistlich motiviert waren. Diese Andachten wurden nur von zehn bis fünfzehn Studenten besucht, einer Minderheit, wenn man an die Gesamtzahl der hier Studierenden denkt. Theologiestudenten, die sich den ganzen Tag mit biblischen Texten und Themen befassen müssen, meinten offenbar, damit sei es genug. Der Studentenaustausch mit Naumburg war erfreulich, während er damals mit dem Theologischen Seminar in Leipzig, der größten kirchlichen Hochschule in der DDR, am Konfessionalismus scheiterte. Das Sprachenkonvikt als eine Ausbildungsstätte einer unierten Landeskirche war den lutherischen Leipzigern suspekt.

Zu meinen Pflichten gehörte das Aufnahmeverfahren mit ausführlichen Gesprächen mit den Bewerbern, eine erste Beurteilung der schriftlichen Unterlagen und eine endgültige Entscheidung gemeinsam mit Johannes Wolff. Oft handelte es sich um Pfarrerskinder, die einen ganz anderen Beruf gewollt hatten, - verhinderte Mediziner, Lehrer und Ingenieure. Sollten wir sie ablehnen, nachdem sie schon von so vielen Stellen abgelehnt worden waren? Dann würden sie auch von der Kirche enttäuscht sein. Bot nicht ein Theologiestudium eine Chance, für den Verkündigungsdienst gewonnen zu werden? Diese Chance wollten wir ihnen geben, auch wenn das in vielen Fällen nicht gelang. Ein Abgang in den Westen ist jedoch in den fünf Jahren meiner Wirksamkeit nur in einem Fall vorgekommen. Ein Weiterstudium an der Kirchlichen Hochschule in Westberlin war danach auch nicht mehr möglich.

Für den Vorlesungsplan war ich verantwortlich in Zusammenarbeit mit dem Rektor der Kirchlichen Hochschule, Dr. Friedrich Smend, später Dr. Karl Kupisch, vor allem aber mit dem Ephorus Prof. Harald Kruska, der dieses Amt die ganzen Jahre hindurch bekleidete, während der Rektor wechselte. Nicht immer hilfreich war die Chefsekretärin Fräulein von Ritter, die zu jeder Arbeitsbesprechung mehrfach hereingeschneit kam und von der die Studenten behaupteten, über ihrem Bett hänge der Bibelspruch: "Ohne mich könnt ihr nichts tun". Mit Prof. Kruska war ich regelmäßig einmal in der Woche zusammen. Sein Rat

und seine langjährige Erfahrung waren mir eine große Hilfe. An den Dozentenkonferenzen und an den Sitzungen des Kuratoriums der Kirchlichen Hochschule nahm ich teil und berichtete von der Arbeit des Sprachenkonvikts. An der Lehrtätigkeit in der Borsigstraße war ich mit nur zwei Wochenstunden beteiligt. In einem Griechisch-Repetitorium erarbeiteten wir den 1. Johannesbrief, den Philipperbrief, den 1. Korinther- und den 2. Petrusbrief jeweils in einem Semester. Mit fünf Studenten begann ich. Bald waren es an die 20, die ganz regelmäßig und intensiv teilnahmen. Es war mehr als nur ein sprachliches Repetitorium. Anhand von Verbformen und Begriffen entdeckten wir das Neue Testament neu. Ich selber hatte davon gewiss den größten Gewinn.

Zeit genug zum eigenen Studium - ein entscheidender Grund, warum ich dem Ruf an das Sprachenkonvikt gefolgt war - blieb mir nur in den Semesterferien. Sonst verging der Tag mit unzähligen Verhandlungen und Diktaten, aber auch mit vielen Einzelgesprächen mit Studenten, die mir ihre menschlichen Probleme, vor allem aber ihre Krisen, anvertrauten, die in der Begegnung mit der historisch-kritischen Forschung nicht ausblieben. Ich sah und sehe bis heute in solchen Krisen nichts Negatives, wenn sie bewältigt werden. Wie sollte ein Glaube krisenfest werden, wenn er nie durch Krisen hindurchgegangen war? Wie sollte ein Glaubender den Angefochtenen verstehen, wenn er keine Anfechtungen kannte? Eine Glaubenskrise glich einer Schutzimpfung, die den Geimpften immunisierte.

Hatte ich während meines Studiums in den Kursen der Bekennenden Kirche nur sehr einseitig die Schule Karl Barths kennengelernt, so lernte ich jetzt auch die liberale Theologie der Jahrhundertwende schätzen und studierte darüber hinaus mit Eifer Rudolf Bultmanns Entmythologisierungsprogramm und seine existentielle Interpretation. Sein Kommentar zum Johannes-Evangelium war eine Fundgrube für exegetische Entdeckungen. Desgleichen las ich mit Gewinn Herbert Braun, Gerhard Ebeling und Ernst Fuchs, der leider nur schwer verständlich war. Trotzdem hatte Ernst Fuchs in Zehlendorf, aber auch in der Borsigstraße einen immensen Zulauf. Den Diskussio-

nen, die sich zwischen ihm und Eberhard Jüngel entspannen, konnten jedoch nur die wenigsten folgen. Dass Ernst Fuchs, ein gebürtiger Schwabe, auch ein pietistisches Erbe mitbrachte, entdeckte ich erst mit der Zeit. Unvergesslich war seine Antwort auf die Frage eines Studenten: ob man sich nicht sehr bald ausgepredigt habe, wenn es immer wieder um dieselben Texte und dieselbe Botschaft ging. Darauf Fuchs: Die Texte der Bibel sind unerschöpflich. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um sie auszusagen.

Zu der Leitungs- und Lehrtätigkeit am Sprachenkonvikt kam bald noch eine weitere Aufgabe hinzu, das Studentenpfarramt an der Kirchlichen Hochschule. Mein Vorgänger, der Alttestamentler Claus Westermann, konnte sich diesem Dienst neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit nicht mehr genug widmen. So hatte ich jetzt auch den Semesteranfangs- und Schlussgottesdienst der Kirchlichen Hochschule ursprünglich in der alten Zehlendorfer Dorfkirche, dann in der modernen "Kirche zur Heimat" zu halten. Diese Gottesdienste wurden von Dozenten und Studenten rege besucht. Störend war nur die Tatsache, dass der Altar vor einer riesigen Glaswand stand, durch die man ins Freie sah, in einen Park, in dem Liebespaare promenierten und Kinder spielten. Die "Kirche zur Heimat" sollte ein weltoffenes Haus sein, einsichtig und einladend für jedermann. Die Predigthörer wurden jedoch allzu leicht abgelenkt, - eine Herausforderung an den Prediger, die Predigt so zu halten, dass Gottes Wort alle in seinen Bann schlug.

Die Studentengemeinde selbst war außerordentlich klein. Theologiestudenten waren häufig Individualisten. Viele waren in ihren Orts- und Heimatgemeinden zu Hause. Gemeinde käme noch früh genug auf sie zu. Auch die täglichen Andachten waren schwach besucht, desgleichen der wöchentliche Bibelgesprächskreis. Dass die Studentengemeinde der Kirchlichen Hochschule nur aus Theologiestudenten bestand, war offensichtlich ein Nachteil. Die Begegnung mit Studenten anderer Fakultäten fehlte. Andererseits waren es Studenten aus Ost und West, die sich hier näher kennenlernten und austauschen konnten. Eine wirkliche Bereicherung waren für mich die

Konvente der Studentenpfarrer aus ganz Berlin, der Humboldt-Universität wie auch der Freien- und der Technischen Universität von Westberlin. Der Austausch und die Zusammenarbeit mit Rudolf Weckerling und Friedrich-Wilhelm Marquardt, Helmut Orphal und Gottfried Forck sowie dem indonesischen Pfarrer Siem waren außerordentlich anregend. Politisch standen wir alle links, gegen Wiederaufrüstung, Antikommunismus und den Kalten Krieg zwischen den beiden deutschen Staaten. Einmal im Jahr waren wir zusammen mit allen Studentenpfarrern aus ganz Deutschland in Gatow oder auch Schwanenwerder, so auch mit Gustav Scharnweber, dem Studentenpfarrer von Rostock, den ich schon von der CSV kannte, und mit Theophil Funk, dem Studentenpfarrer der Evangelisch-Methodistischen Kirche in Plauen, der mir in einer späteren Krise wesentlich half.

Nicht das Studentenpfarramt an der Kirchlichen Hochschule, wohl aber der Schulbesuch unserer Magdalena an der Evangelischen Schule in Berlin-Neukölln, dann an der Sophie-Scholl-Schule, der ehemaligen Augusta-Schule, die schon Gundula und ihre Mutter besucht hatten, verursachten Ärger. Mir wurde der Prozess gemacht, zu dessen Verhandlung mich gleich 20 Studenten des Sprachenkonvikts begeistert begleiteten. Ein größerer Gerichtssaal musste eigens für uns zur Verfügung gestellt werden. Ich berief mich auf die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, die garantierte, dass keinem Bürger um seiner nichtreligiösen oder religiösen Einstellung willen Nachteile erwachsen dürften. Antwort: Die Kirche, die sich sonst so gern auf den Viermächtestatus von ganz Berlin beriefe, müsste doch wissen, dass die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik für Berlin keine Gültigkeit habe. Ich entgegnete, das könne ich nicht verstehen, dass die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik für die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik nicht gelte. Noch weniger könnte ich begreifen, dass man zwar aufgrund der Verfassung verurteilt werden, aber sich nicht auf sie berufen könne. Das gäbe eine Rechtsunsicherheit, die in einem Rechtsstaat wie "unserer Republik" undenkbar sei. Peinliches Schweigen. Hilfesuchend wandte ich mich an meinen

Rechtsanwalt Dr. Starck, der mir bedeutete, ich solle nur weitermachen. Ich erklärte, ebenso wenig, wie man einem Marxisten zumuten könne, seine Kinder auf eine evangelische Schule zu schicken, könne man von einem Pfarrer verlangen, dass er seine Kinder auf eine marxistische Bekenntnis-Schule schickt. Eine katholische Oberschule, die Theresienschule gäbe es - sie war seinerzeit von den Nazis geschlossen und nach 1945 wieder eröffnet worden. Warum gibt es nicht auch eine evangelische Schule? "Lassen Sie eine evangelische Schule in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik zu, und ich bin der Erste, der sein Kind dorthin schickt". Umsonst. Ich wurde zu 150 Mark Geldstrafe oder zu 30 Tagen Haft verurteilt. Diese Geldstrafe habe ich bis auf den heutigen Tag nicht bezahlt und wurde auch nicht inhaftiert aufgrund eines Stillhalteabkommens, das der Beauftragte für Kirchenfragen beim Magistrat von Großberlin, Propst Heinrich Grüber, mit dem Generalstaatsanwalt Teuber abschloss.

Magdalena besuchte weiter die Sophie-Scholl-Schule, Christiane dann auch die Evangelische Schule in Berlin-Neukölln, worauf lediglich eine Befragung im Amtsgericht Berlin-Mitte erfolgte, was ich denn täte, wenn meine Töchter eines Tages nicht mehr nach Westberlin fahren könnten. Dann müssten sie hier zur Schule gehen, meinte ich. Aber solange die Möglichkeit des Besuchs einer Evangelischen Schule in Westberlin bestünde, würde ich auch davon Gebrauch machen. Damit gab sich der Beamte zufrieden. Bevor zwei Jahre später der Bau der Mauer am 13. August 1961 erfolgte, fragten wir Magdalena, wie sie sich verhalten wollte. Sowohl meine Eltern in Berlin-Buckow-Ost als auch Helmut und Brigitte Gollwitzer hatten uns angeboten, unsere Kinder aufzunehmen. Magdalena aber erklärte spontan, sie wolle bei uns bleiben. Da waren wir sehr erleichtert.

Nun, so weit war es noch nicht. Zunächst erhielt Magdalena auf ihren ausdrücklichen Wunsch bei ihrem Vater Konfirmandenunterricht. Ich hatte ihr die Teilnahme in einer Konfirmandengruppe als sinnvoller empfohlen. Sie dürfe selber wählen, bei welchem Pfarrer sie den Unterricht wünschte. Kollegen in unmittelbarer Nähe waren nicht gerade empfehlenswert. Aber

Pfarrer Hildebrandt von der Versöhnungskirche? Nein, sie wollte bei ihrem Vater Unterricht haben. Wir hatten beide zwei Jahre lang unsere Freude daran, obwohl sie tüchtig lernen musste. Die Prüfung vor der Konfirmation unter Mitwirkung von Superintendent Brix dauerte eine geschlagene Stunde. Es war eine Zumutung für die Konfirmandin, aber ein voller Erfolg.

Am 29. Mai 1960 wurde Magdalena im Gottesdienst der Golgatha-Gemeinde eingesegnet. Ich hatte die Losung des Tages als Predigttext und Konfirmationsspruch gewählt, Gottes Verheißung an Isaak: *"Sei ein Fremdling in diesem Land, und ich will mit dir sein und dich segnen"*. (1. Mose 26,3). Fremdling sein - das heißt nicht weltfremd sein, wohl aber als Christ seine Andersartigkeit bewahren. "Tote Fische schwimmen mit dem Strom, lebendige dagegen!" Christiane hatte erklärt, sie wolle um keinen Preis bei ihrem Vater Unterricht haben. Da müsse man ja so viel lernen und käme andauernd heran. Aber als es dann so weit war, wollte sie ebenfalls keinen anderen Konfirmandenunterricht haben.

Aber zurück zur Borsigstraße. Auch dort sollte es nicht an Überraschungen fehlen. Während einer Adventsfeier im Auditorium Maximum holte mich ein Student leise heraus: Im Keller ginge Kohlenklau um! Wen ertappten wir auf frischer Tat, den Kohlensack auf der Schulter? Unseren Heizer, der behauptete, es wären seine Kohlen, die er aus dem Kellervorrat des Konvikts holte. Wie sich herausstellte, hatte er in der Kneipe an der Ecke Schulden gemacht, die er auf diese Weise begleichen wollte. Dass er sich auch sonst mehr einheizte als das Konvikt, war bekannt. Dann wurde es kalt in den Vorlesungsräumen und Studentenzimmern. Die Studenten beschwerten sich bei mir. Wir suchten die zahlreichen Kneipen der Umgebung ab, meist vergeblich. Wenn wir ihn fanden, war er jedoch in einem Zustand, in dem wir ihn nicht an die Heizung heranlassen konnten.

Waren die Stuben kalt, so halfen sich die Studenten mit elektrischen Öfchen, die sie oft auch dann brennen ließen, wenn sie das Zimmer verließen. Abends sah man es dann in den Stuben glimmen. Die Folge war, die Sicherungen brannten durch. Die Studenten, nicht faul, flickten sie, bis auch die Hauptsiche-

rung im Keller durchgebrannt war. Kein Problem: auch sie wurde zusammengeflickt. Der Erfolg war ein Kurzschluss, der den ganzen Wohnbezirk traf. Alle umliegenden Häuser bis zum Nordbahnhof lagen im Dunkeln.

Weit schlimmer war ein anderer Vorfall. Über Weihnachten waren die Studenten nach Hause gefahren. Das Wetter war mild. Ich hatte beide Heizer angewiesen, gedrosselt zu heizen, nur so weit es notwendig war, dass nichts einfrieren könnte. Ich selber lag mit einer Grippe. Über Silvester setzte Frost ein. Als die ersten Studenten zurückkamen, traf die erste Meldung ein: im dritten Aufgang seien alle Heizkörper kalt. Ich stellte die Heizer zur Rede. Sie heizten, und ein Heizkörper nach dem anderen platzte. In den Stuben stand das Wasser. Die Kleidung der Studenten, die wertvollen Bücher in den Regalen - alles war durchnässt. Auch die Wasserrohre in den Fluren platzten. Aus den Wänden schossen wahre Fontänen. Ich rannte zum Heizer: "Stellen Sie sofort das Wasser ab!" - "Das geht nicht, die Familien wollen doch Kaffee kochen, und Frau Pfarrer M. hat große Wäsche!" - "Sofort abstellen!" brüllte ich ihn an. Er parierte. Aber da war es bereits zu spät. In Sekundenschnelle war das ganze Haus vom Dachgeschoss bis zum Keller eine Tropfsteinhöhle. Die Zwischendecken hatten das Wasser nicht mehr fassen können. Die Klempner- und Malerarbeiten beliefen sich auf 5000 Mark. Die Heizer aber waren Angestellte der Golgatha-Gemeinde und gingen straffrei aus. Ich war nur weisungsberechtigt.

Ich aber hatte kaum Zeit, mich umzuziehen, um noch rechtzeitig an dem Gedenkgottesdienst für den verstorbenen Superintendenten Martin Albertz in der Nikolaikirche in Spandau teilzunehmen, meinem Dozenten im Neuen Testament an der illegalen Kirchlichen Hochschule der dreißiger Jahre, den ich während meiner Haft im Gottesdienst am Brunsbütteler-Damm mehrfach vertreten hatte. Das war ein ‚dies ater‘, ein schwarzer Tag.

Aber es gab auch erfreuliche Tage: das Sommerfest des Konviktes, eine Fahrt in den Spreewald oder nach Kloster Chorin. Die Senioren, die von den Studenten für ein Semester gewählt wurden, hatten alles gut vorbereitet. Und einmal im Monat lu-

den wir zu einem offenen Abend ein. Ein Student erzählte von einer Moskaureise und seinem Besuch im Kloster Sagorsk, der theologischen Ausbildungsstätte der Orthodoxen Kirche Russlands; ein anderer von einem Ferienaufenthalt in Israel und seinem Einsatz in einem Kibbuz mit herrlichen Diapositiven von Jerusalem und Haifa, der Wüste und dem Toten Meer. Professor Josef Hromadka, Dekan der Comenius-Fakultät in Prag, hatten wir bei uns, den Begründer der Prager Friedenskonferenz, der sich um den Dialog zwischen Christen und Marxisten bemühte. Ein Tscheche sagte einmal zu uns: "Hromadka gut! Sehr gut! Aber nur für den Export!" Er sollte in Ungnade fallen, als er sich 1968 zum "Prager Frühling" bekannte und gegen den Einmarsch der sowjetischen Truppen protestierte. Helmut Gollwitzer war bei uns zu einer Bibelarbeit. Höhepunkt aber all der Jahre war ein Vortragsabend mit Professor Carl Friedrich von Weizsäcker. Durch Vermittlung von Rudolf Weckerling war es mir gelungen, ihn für einen Besuch im Sprachenkonvikt zu gewinnen. Sein Thema lautete: "Das Weltbild der Physik und der christliche Glaube". Das Auditorium Maximum war überfüllt. Wie ein Lauffeuer hatte sich sein Kommen herumgesprochen. Beeindruckend waren sein umfassendes Wissen und seine große Bescheidenheit. Je weiter wir in den Weltraum vorstießen, umso größere Räume des Unbekannten eröffneten sich.

Aber auch im Alltag des Konvikts fehlte es nicht an Abwechslung. Bei 120 Studenten war praktisch jeder dritte Tag ein Geburtstag oder richtiger eine Geburtstagsnacht. Denn gefeiert wurde des Nachts, mit entsprechender Geräuschkulisse. Wenn wirklich einmal nichts los war, so konnte es passieren, dass ein Student das Fenster aufriss und in die nächtliche Stille mit Stentorstimme schrie: "Ruhe!" Worauf sich alle Fenster öffneten und ein allgemeines Protestgeschrei einsetzte.

Sonderbare Zeitgenossen

Mitunter aber hatten wir auch sonderbare Zeitgenossen unter uns. Dann häuften sich die Meldungen bei mir: In der Philosophievorlesung ist ein Neuer, der gar nicht mitschreibt oder nur aufschreibt, was gar nicht zur Sache gehört. Oder eine Studentin kam aufgeregt zu mir: "Der Neue hat mich auf meiner Stube besucht und sich nach meiner theologischen Literatur erkundigt, woher ich das alles hätte; bei meinem Zimmernachbarn war er auch schon". Ich bat ihn zu mir. Er habe sich doch gar nicht um Aufnahme beworben. Ja, er käme von der Freien Universität und interessiere sich für das Theologiestudium. Ich entgegnete: Studenten der Freien Universität nehmen wir grundsätzlich nicht an. Für die sei die Kirchliche Hochschule in Westberlin zuständig. Auch hatte ich mich in der Zwischenzeit erkundigt. An der FU war er als Spitzel entlarvt worden. Seitdem lief er unter falschem Namen herum. Ich nannte ihn bei seinem richtigen Namen. "Und nun machen Sie, dass Sie fortkommen. Hier sind Sie zum letzten Mal gewesen".

Ein anderes Mal kam einer unserer Studenten zu mir. Ein Reporter habe ihn im Café Warschau angesprochen, was er denn studiere? Und wie er sein Studium finanziere? Mit dem kirchlichen Stipendium käme er doch gewiss nicht zurecht. Er könnte ihn unterstützen, ihm sogar einen Studienplatz an der Humboldt-Universität vermitteln. Für die Ausbildung am Sprachenkonvikt interessiere er sich sehr. Wer denn unsere Dozenten seien und was sie lehrten? Und welche Zeitungen die Kommilitonen läsen und wie sie sich bei der Volkskammerwahl verhalten würden. Diese und ähnliche Fragen kamen nach und nach. Der "Reporter" habe ihn noch öfter ins Café Warschau eingeladen und ihm zuletzt eine Bereitschaftserklärung zur Unterschrift vorgelegt, für die Staatssicherheit zu arbeiten. Er, der Student, habe doch einmal im D-Zug eine sehr unvorsichtige Äußerung getan. Jetzt müsse er unter Beweis stellen, dass er ein guter Staatsbürger sei. Die Unterschrift habe er in seiner Angst gegeben. Was sei zu tun? Er käme aus dem Netz nicht mehr heraus. Wir gingen zu Propst Grüber, der auch Beauftragter für Kirchenfragen beim Magistrat von Groß-Berlin war.

Der setzte ein Schreiben auf: Der Theologiestudent N.N. habe sich ihm, seinem Seelsorger, anvertraut. Ein Pfarrer stünde unter Schweigepflicht und dürfe das Vertrauen seiner Gemeindeglieder nicht missbrauchen, auch nicht als Student. Herr N. lehne daher eine Mitarbeit ab. Darauf war Ruhe.

Der Wahltag, der 16. November 1958, kam heran. Wie die Studenten sich verhalten würden, wusste ich nicht. Ein großer Teil fuhr, wie auch sonst, über das Wochenende nach Hause. Diejenigen, die hier blieben, spielten wie üblich im Hof Federball. Ich bat sie, mich sofort zu benachrichtigen, wenn Wahlhelfer kämen und diese zu mir hinaufzuleiten. Es sei besser, ich würde mit ihnen verhandeln, als dass sie von Tür zu Tür gingen und in den Studentenstuben womöglich noch westliche Literatur und Illustrierte entdeckten. Ich war bereits zur Wahl gegangen, was ich in Mahlsdorf nicht getan hatte aus Solidarität mit denen, die aus Gewissensgründen sich nicht an der Wahl beteiligen konnten. In der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik war ein allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht garantiert. So fragte ich im überfüllten Wahllokal nach der Wahlkabine. Im Augenblick verstummten alle Gespräche. "Wenn Sie etwas zu verbergen haben - dort ist die Kabine!" In einer abgelegenen Ecke stand sie tatsächlich. Einen Bleistift hatte ich vorsichtshalber mitgebracht. Meine Frau folgte mir. So gaben wir unsere Stimme ab.

Noch am Vormittag kam ein Wahlbeauftragter mit einer Liste unserer Studenten, die noch nicht ihrer Wahlpflicht genügt hätten. Einige konnte ich entlasten, die gar nicht mehr bei uns wohnten. Der Wahlhelfer dankte mir für meine Hilfe.

Am Nachmittag wurde ich dann, wie erwartet, von einigen Herren besucht. Ebenso viele Studenten sowie die Herren Wallmann und Jüngel hatte ich dazugebeten. Bei Kaffee und Zigaretten hatten wir dann ein sachliches, sehr offenes Gespräch, etwa 1 1/2 Stunden lang, in dem die Studenten ihre Bedenken äußerten. Unser Staat verstünde sich als ein atheistischer Staat, der trotz garantierter Religions- und Gewissensfreiheit die Kirchen abschaffen wollte. Die Propaganda der Partei, in der Staatsjugend der FDJ und in den Schulen ließe daran keinen Zweifel. Wie könnte dieser Staat dann erwarten, dass

Christen dafür ihre Stimme gäben? "Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber!" Gewiss, die Kirche sei mit ihrem Bündnis von Thron und Altar in den vergangenen Jahrhunderten selbst daran schuld. Sie sei an der Not der Arbeiter vorbeigegangen. Sie habe sich auf die Seite der Reichen, der besten Kirchensteuerzahler, gestellt. Sie habe Waffen gesegnet. Aber das sei doch vorbei, und sie habe aus ihren Fehlern gelernt. Sie bejahe die Trennung von Kirche und Staat. Sie ließe sich nicht aufs Neue vor den Wagen einer Staatsmacht spannen. Wo aber Gelegenheit zu echter Mitarbeit wäre, bei Ernteeinsätzen in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und auf den kirchlichen Gütern, da hätten die Studenten sich gern zur Verfügung gestellt und mehr als 1000 Aufbaustunden geleistet. Sie wären nicht gegen den Staat, könnten aber auch nicht pauschal zu allem JA sagen. "Geben Sie die Erziehung zum Atheismus auf, und wir geben Ihnen unsere Stimme!"

Unterdessen waren Lautsprecherwagen auf dem freien Platz gegenüber aufgefahren: "Wir fordern die Bewohner der Bor-sigstraße 5 auf, zur Wahl zu gehen!" Darauf stand Eberhard Jüngel auf und bat einen der Herren, zum Wahllokal mitzukommen, um dafür zu sorgen, dass die Lautsprecher abgestellt würden. "Wir wollen überzeugt und nicht beschallt werden!" Die Lautsprecher wurden abgestellt. Unsere Besucher aber verabschiedeten sich sehr freundlich und dankten für das offene Gespräch.

Verhandlungen mit Behörden

Trotzdem mehrten sich die Schwierigkeiten mit den Behörden. War eine Aufenthaltsgenehmigung bisher "für die Dauer der Ausbildung" erteilt worden, so wurde diese jetzt auf zwei Jahre befristet. Danach mussten die betreffenden Studenten zur Humboldt-Universität oder an das Katechetische Oberseminar nach Naumburg überwechseln, um dort ihr Studium fortzusetzen. Offiziell waren wir noch immer nur eine Ausbildungsstätte zum Erlernen der alten Sprachen als Vorbereitung für ein Theologiestudium, obwohl die staatlichen Behörden um den wahren Sachverhalt ganz gewiss wussten. Ein Gespräch zwischen unserem Kuratoriumsvorsitzenden Präses Kurt Scharf und dem Referenten für Kirchenfragen im Roten Rathaus schaffte Klarheit, änderte aber nichts. Die Aufenthaltsgenehmigungen blieben befristet. Für Examensemester wurde deshalb eine Zweigstelle des Konviktes in Friedrichsthal bei Oranienburg innerhalb des dortigen Elisabeth-Stiftes eingerichtet, einer kirchlichen Einrichtung für geistig und körperlich behinderte Kinder. Ein leerstehendes Haus wurde renoviert und für unsere Zwecke mit allem Notwendigen ausgestattet, auch mit einer Fachbibliothek. Die Vollverpflegung erfolgte durch das Elisabeth-Stift. Das Haus lag ruhig und abgelegen in wunderschöner Umgebung mit Badegelegenheit, aber doch nur in 1 1/2 Stunden mit der S-Bahn und Bus zu erreichen. Präses Scharf stellte sogar ein Moped zur Verfügung, um nicht auf den Bus angewiesen zu sein.

Der Ärger unter den Studenten war groß. Nur die wenigsten Examensemester waren bereit, nach Friedrichsthal zu gehen. Es hagelte Vorwürfe. Ich hätte nicht hart genug mit den staatlichen Stellen verhandelt. Man müsse einen Protestmarsch zum Roten Rathaus veranstalten und öffentlich demonstrieren, um den Herren dort zu zeigen, dass man sich nicht alles gefallen ließe. Ich hatte Mühe, die Studenten von solch einem Vorhaben abzubringen. Denn das hätte die Sache nur schlimmer gemacht, ja die Existenz des Sprachenkonvikts gefährdet. Andere erklärten: "Wir bleiben einfach im Konvikt wohnen. Soll

die Polizei doch kommen und uns auf die Straße setzen!" Die Polizei im Haus, - das wäre das Letzte gewesen.

Eine schwere Vertrauenskrise entstand. Ein Großteil der Studenten forderte meine Abwahl. Ich sei für die Leitung des Hauses nicht länger tragbar. Jetzt rächte es sich, dass das Sprachenkonvikt kein eigenes Dozentenkollegium besaß, so dass ich mit meinen Leitungsentscheidungen allein stand, nur unterstützt durch Pfarrer Wolff, der weit weg in Falkensee lebte, und durch Professor Kruska, den Ephorus der Kirchlichen Hochschule. Die anderen Dozenten hatten zum Teil "kalte Füße" bekommen. Nur einige wenige, so Professor Ernst Fuchs, kamen wirklich gern in die Borsigstraße. Überhaupt war die Kirchliche Hochschule wenig bereit, die groß gewordene Tochter in Ostberlin mündig werden zu lassen, während Präses Scharf alles daran setzte, das Sprachenkonvikt so selbständig wie möglich zu machen. Diese Spannung zwischen der Kirchlichen Hochschule einerseits und dem Kuratorium des Sprachenkonvikts andererseits machten sich die Studenten zunutze. Auch wurden sie reichlich mit Geld- und Kleiderspenden, vor allem aber mit der notwendigen Fachliteratur, von der Kirchlichen Hochschule versorgt - in bester Absicht, aber doch auch, um die Abhängigkeit von der Mater zu sichern. So waren unsere Studenten besser versorgt als manche Westberliner oder westdeutsche Studenten an der Kirchlichen Hochschule. Für viele unserer Studenten hatten sich die Maßstäbe einfach verschoben. Westliche Freiheit wurde zum Ideal und mit der Freiheit des Glaubens verwechselt. Was in Westberlin rechtens war, mußte doch auch in Ostberlin möglich sein. Das tägliche Hinüber und Herüber, dieses Leben in zwei Welten, war für manchen eine Überforderung.

Hinzu kam, dass selbst unser Kuratorium nicht einhellig in seinen Entscheidungen war. Die beiden Pfarrer der Golgatha-Gemeinde, auf deren Grund und Boden wir wohnten, stimmten im Kuratorium zwar den notwendigen Beschlüssen zu, um sie dann durch ihren Gemeindegemeinderat wieder zu blockieren.

Ich befand mich in einer wahren Zerreißprobe. Heute will es mir scheinen, als wäre dieses Aufbegehren Ende der fünfziger Jahre schon eine Vorahnung der Studentenrevolten der sech-

ziger Jahre in Westberlin gewesen. Die Anfänge dazu bahnten sich damals an.

Freilich muss ich zugeben, dass ich im Umgang mit dieser Studentengeneration recht unerfahren war und ganz gewiss Fehler gemacht habe. Ich war zu gutgläubig, hatte mir eine solche Reaktion meiner Studenten überhaupt nicht vorstellen können. Ich sah zu lange zu, in der Meinung, der Widerstand würde sich legen. Wenn ich aber durchgriff, dann oft zu unüberlegt und ohne mich juristisch abzusichern. Diplomatie war jedenfalls nicht meine Stärke. Es war eine schwere Zeit. Was mich hindurch trug, war wiederum meine Bibel. Losung und Lehrtext oder die Tageslese sprachen mich in einer Weise an, wie ich es seit den Tagen meiner Kriegsgefangenschaft nicht mehr erlebt hatte. Und der Beistand einer kleinen Gruppe von Studenten, die zu mir standen und mit mir beteten, gaben mir ebenso Mut wie meine Frau, die mit mir durch dick und dünn ging.

Nach einem längeren Gespräch von Präses Scharf und Martin Fischer mit den Studenten war die Krise fast schon überstanden, um übers Jahr mit doppelter Wucht wieder aufzubrechen. Friedrichsthal war ein Dauerbrenner. Es ging so weit, dass ein Student eine angeblich gut gemeinte Warnung mir gegenüber aussprach, die Staatssicherheit habe es auf mich abgesehen. Das alles war fingiert, um mich auf billige Weise loszuwerden. Fünf Jahre hatte ich durchgehalten. Mein Vorgänger hatte bei meinem Dienstantritt gemeint, länger als drei Jahre hielte das kein Mensch unter einem Dach mit 120 Studenten aus, einen Dienst, in dem es keinen Feiertag und keinen Feierabend gibt. Als dann im Jahre 1960 ein Ruf der Predigerschule Paulinum an mich erging, dort Studienleiter und hauptamtlicher Dozent für Altes und Neues Testament zu werden, bin ich diesem Ruf gern gefolgt, so schwer mir auch der Abschied von der trotz allem so vertrauten Arbeit am Sprachenkonvikt wurde.

Das Paulinum

Der Anfang

Die Predigerschule Paulinum wurde im Mai 1946 gegründet. Sie war eine Gründung der Berliner Stadtmission. Ihr Leiter, Stadtmissionsinspektor Hans Dannenbaum, wurde zugleich der erste Direktor des Paulinums. Die Stadtmission brauchte Evangelisten. So begann das Paulinum in dem Haus der Berliner Stadtmission in der Lenaustraße in Berlin-Neukölln seine Arbeit.

Der Berliner Stadtmission schloss sich bald das "Gnadauer Gemeinschaftswerk für Evangelisation und Gemeinschaftspflege" an. Erst an dritter Stelle folgte die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg. Heimkehrer aus Krieg und Gefangenschaft meldeten sich im Konsistorium. "Wir sind noch einmal mit dem Leben davongekommen. Uns ist das Leben neu geschenkt worden. Es gibt Wichtigeres zu tun als in unserem alten Beruf. So viele Pfarrstellen sind vakant. Bilden Sie uns zum Verkündigungsdienst aus". - "Ja, haben Sie denn Abitur? Nein? Dann können wir Sie nicht brauchen". Die Bewerber gingen enttäuscht fort, aber sie kamen wieder, bis auch die Kirchenleitung hellhörig wurde. Man könne es ja auf einen Versuch ankommen lassen. Und der Versuch gelang. Mit 15 Predigerschülern begann die Predigerschule Paulinum. Im Herbst 1987 sind es 847 Schüler, die durch das Paulinum gegangen sind, einschließlich der gegenwärtig Studierenden. Hunderte stehen im Dienst allen acht Landeskirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik, in der Brüdergemeinde, dem Gnadauer Gemeinschaftswerk, dem Jungmännerwerk und der Berliner Stadtmission.

Die ersten Jahre in der Lenaustraße müssen hart gewesen sein, was den Gesundheitszustand und die Versorgung der Studienanfänger betrifft. Es hat Schüler gegeben, die nur noch im Liegen am Unterricht teilnehmen konnten, so schwach waren sie vor Hunger. Aber ihre Bereitschaft zum Dienst war ungebrochen.

1949 zog das Paulinum nach Ostberlin um. Es wollte ja Prediger für den Verkündigungsdienst in der DDR ausbilden. Es fand Aufnahme im Haus der Berliner Mission in der Georgenkirchstraße 70. Damit wurde auch die Berliner Mission ein Träger des Paulinums zur Ausbildung von Missionaren für Afrika. Die "Apostelfabrik" nannte mancher das Haus in der Georgenkirchstraße, eine "Glaubensburg". Dass es in einer theologischen Ausbildung auch Zweifel und Anfechtung gibt, hatte man dabei wohl nicht bedacht.

Die Ausbildung, die ursprünglich zwei Jahre dauerte, wurde bald auf drei Jahre verlängert. Sie konnte gar nicht gründlich genug sein. Unverkennbar aber blieb der pietistische Einschlag: gemeinsame Morgenandachten, deren Teilnahme obligatorisch war und die zumeist von den Studenten selber gehalten wurden, Gebetsgemeinschaften im Plenum zum Wochenbeginn und in kleinen Gruppen des Abends auf den Stuben; eine Internatsunterbringung mit zwei Schlafsälen für 11 und für 6 Pauliner und Arbeitsräume, die zu viert oder fünft benutzt wurden, sollten auch der Gemeinschaftsbildung dienen. Um 6 Uhr war Wecken, von 6,30 Uhr bis 7 Uhr "Stille Zeit", anschließend Reinigung der Stuben und Flure, Frühstück, um 8 Uhr Morgenandacht und um 8,30 Uhr Unterrichtsbeginn. Die Nachmittage waren meist zur eigenen Nacharbeit frei.

Meine erste Begegnung mit dem Paulinum erfolgte aufgrund einer Anfrage der Schule, ob ich einige Stunden Unterricht im Neuen Testament übernehmen könnte. Der damalige Direktor, Pastor Johannes Kühne, hatte mich eigens in der Borsigstraße aufgesucht. Er war mit seinen über 70 Jahren schon vom Tode gezeichnet. "P.K.", wie ihn die Pauliner nannten, war wie kein anderer für eine ganze Generation von Paulinern prägend, - selbst geprägt von Zinzendorf mit ausgezeichneten theologischen und philologischen Kenntnissen und von großem pädagogischen und seelsorgerlichen Geschick. Es war meine erste und einzige Begegnung mit ihm. Ich lehnte ab. Ich war ganz und gar durch die Leitung des Sprachenkonvikts und das Studentenpfarramt an der Kirchlichen Hochschule gefordert. Auch fragte ich mich, wozu denn überhaupt eine Predigerschule

notwendig sei. War das Sprachenkonvikt mit seiner Ausbildung nicht genug?

Eine erneute Bitte erging an mich ein Jahr später. Und diesmal sagte ich zu. Mit dem Herbstsemester 1959 begann ich meine Lehrtätigkeit am Paulinum neben meinem eigentlichen Dienst am Sprachenkonvikt mit zwei Wochenstunden Exegese des 1. Johannesbriefes, dann des 1. Korintherbriefes. Ich lernte mit den Paulinern, wie Paulus eine Gemeinde leitete, in der es erhebliche Probleme gab bis zur Infragestellung der Autorität des Apostels. Es war eine helle Freude, wie die Pauliner mitarbeiteten, ganz anders als die Studenten des Sprachenkonvikts. Als dann ein Jahr später an mich der Ruf erging, hauptamtlicher Dozent für Altes und Neues Testament am Paulinum zu werden, bin ich ihm gern gefolgt. Befreit von aller Verwaltungsarbeit, freigestellt für die Arbeit mit jungen Menschen an biblischen Texten, das zog. Gerade die Arbeit an beiden Testamenten in ihrer Eigenart und Bezogenheit aufeinander lockte mich. Die Bibel den Paulinern lieb zu machen, sie neu zu entdecken wie einen unbekanntem Kontinent unter Zuhilfenahme aller philologischen Hilfsmittel und der historisch-kritischen Methode, die die Texte nur umso reicher erschließen - Welch eine Chance!

Mein Vorgänger hatte ganze Listen von Merkkapiteln und Merkwörtern für Bibelkunde hinterlassen, die ich von Jahr zu Jahr mehr zusammenstrich aus der Erfahrung, dass mitunter weniger mehr erbringt. Es war ohnehin noch viel genug und erstaunlich, dass trotz aller Merkkapitel und Merkwörter meinen Hörern die Bibel lieb wurde. Und dann die Exegese des Propheten Amos und der Psalmen! Der 1. Korintherbrief, den ich weiter erarbeitete, und der Philipperbrief, die Johannesbriefe, die Bergpredigt - Welch ein Reichtum! Mit Kopfsprung stürzte ich mich in den Unterricht, ohne ein Freisemester zur Vorbereitung zu haben. Einiges hatte ich ja bereits am Sprachenkonvikt unterrichtet. Achtzehn Wochenstunden sollte ich übernehmen, so war es damals am Paulinum üblich. Doch da habe ich gestreikt. Am Sprachenkonvikt las ein Dozent seine 8-10 Wochenstunden. Die Quantität ging nur auf Kosten der Qualität. Weniger wäre auch hier mehr. Auf 14 Wochenstunden haben

wir uns dann geeinigt, der neue Direktor des Paulinums, Dr.Reinhold Pietz, und ich. In der Praxis wurden es dann doch noch mehr als 14 Stunden, weil allzu oft einer der nebenamtlichen Dozenten ausfiel und wir einspringen mussten.

Die Dozenten

Es gab nur zwei hauptamtliche Dozenten am Paulinum, den Direktor und mich. Reinhold Pietz las Dogmatik nach Paul Althaus, nicht nach Karl Barth, und die Kirchengeschichte. Sein Spezialgebiet aber war die Sektenkunde, wobei er die Römisch-katholische Kirche als die größte Sekte bezeichnete. Sie hatte sich ja von der eigentlichen Kirche Jesu Christi und ihrem Urgrund im Neuen Testament getrennt. Nicht umsonst wurde Reinhold Pietz, und das nicht ohne Respekt, der "Sektenpietz" genannt.

Außer uns beiden Hauptamtlichen gab es eine große Zahl von nebenamtlichen Dozenten: Dr. Gerhard Brennecke, der Direktor der Berliner Mission, und später seine Frau, Ursula Brennecke, las das Johannesevangelium, Dr. Paul Wekel, ein Mitarbeiter der Berliner Mission, die Synoptiker, Lic. Fritz-Günter Strachotta Philosophie, Oberkonsistorialrat Friedrich Schröter, mein einstiger Superintendent, jetzt Ausbildungsdezernent der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, sowie der Domprediger Dr. Johannes Schneider Homiletik. Superintendent a.D. Johannes Zachau, ein alter Ostpreuße, lehrte Liturgik und erzählte von seiner Studienzeit: "Das erste Jahr, das schwerste Jahr im Amt". Frau Studienassessor Ilse Helmschmied unterrichtete Griechisch mit unermüdlicher Güte und Geduld. Bringe einmal einem ehemaligen Klempner oder Maurer griechische Syntax bei! Und dann Georg Schrem, Pfarrer an der Elias-Gemeinde; sein eigentliches Metier neben der Ethik und der Seelsorge war das Unterrichtsfach "Christ und Umwelt". Da ging es um Marxismus-Leninismus. Nicht weil dies der Staat vom Paulinum gefordert hätte, denn eine solche Forderung gab es nicht, sondern aus freien Stücken. Wie notwendig war gerade dieser Unterricht, um Vorurteile gegenüber Kommunisten abzubauen und zu überzeugen, dass auch sie Menschen sind, die Gott lieb hat und für die er seinen Sohn ans Kreuz gab, genauso wie für uns. Wie notwendig war das! "Orangelicht-Bestrahlung" nannten die Pauliner diesen Unterricht. Während meines späteren Direktorats wurde ich von Studienanfängern oft bestürmt: "Der rote Schrem - was der

uns weismachen will! Und das lassen Sie zu?" - "Abwarten!" antwortete ich. "In einem Jahr sprechen wir uns wieder!" Es war die Zeit des Kalten Krieges nach dem Mauerbau. Wie viele Emotionen und Aggressionen waren da abzubauen. Auch mir hat der Bruder Schrem da manchen guten Dienst getan. Und wie oft wurde er gerufen, wenn eine westdeutsche Gruppe im Paulinum zu erwarten war. Dann war er die Hilfe. Seine Examina aber begann er meist mit einem kräftigen Witz, der die Atmosphäre auflockerte und die Examenskandidaten aus ihren Ängsten holte.

Wie wichtig dieser Dienst unserer nebenamtlichen Dozenten war, mag deutlich geworden sein. Auch wenn sie zumeist keine Wissenschaftler von Rang und Namen waren - aber Praktiker waren sie, und, um Menschen für die Praxis zuzurüsten, wie geschaffen.

Was unterschied das Paulinum überhaupt von den drei anderen kirchlichen Ausbildungsstätten? An erster Stelle ist hier das "Gemeinsame Leben" zu nennen, um mit Dietrich Bonhoeffer zu sprechen, - eine Lern- und Lebensgemeinschaft von Dozenten und Studenten, wobei wir alle die Lernenden waren. Dazu gehörte zweitens der seminaristische Unterricht. Nicht in Vorlesungen, sondern im Unterrichtsgespräch geschah das Entscheidende aus der Erfahrung, dass eine Erkenntnis, auf die man selber stößt, mehr wiegt und besser haften bleibt als zehn Erkenntnisse, die einem beigebracht werden. Dass sich dabei ein Gruppenprozess vollzog, konnte nur förderlich sein. An dritter Stelle war die Praxisorientierung zu nennen, die meines Erachtens im Theologiestudium viel zu kurz kommt. Wir wollten keine Wissenschaftler heranbilden, so notwendig diese auch für die Forschung sind, sondern Praktiker für die Pfarramtspraxis, eine insgesamt "Praktische Theologie".

Die Schüler

Es wurde Wert darauf gelegt, die Absolventen als Schüler zu bezeichnen. Sie sollten sich nicht etwa einbilden, Studenten zu sein! Die Schüler kamen aus allen möglichen Berufen, Ingenieure, Lehrer, Elektriker, Schlosser, Maurer, ja selbst ein Bierbrauer und ein Feuerwehrmann waren dabei. Die Jüngsten waren 20, die Ältesten über 40 Jahre alt. In einem Jahrgang saßen Vater und Sohn nebeneinander im Unterricht, und das ging gut. Generationenprobleme gab es nicht. Im Gegenteil, die über 40-Jährigen waren durch ihre Lebenserfahrung für die ganze Gruppe eine Bereicherung. Unter 20 Jahren nahmen wir niemanden auf. Die Bewerber mussten schon einen Beruf erlernt und ausgeübt haben. Sie sollten nicht zu jung ins Pfarramt kommen und überfordert werden. Voraussetzung für ihre Aufnahme war nicht an erster Stelle ein gutes Schulzeugnis, sondern die Bewährung in einer Gemeinde, im Kindergottesdienst oder in der Jugendarbeit, im Besuchsdienst oder als Lektor. Es wurde scharf gesiebt. Das Paulinum besaß nicht den Ehrgeiz, möglichst viele Studierende zu haben. Mehr als 20 Studienanfänger pro Jahr konnten wir sowieso nicht aufnehmen. Die Gruppe wäre sonst nicht mehr gesprächsfähig gewesen. Mangel an Nachwuchs hatten wir nicht. Und sie kamen nicht nur aus den verschiedensten Berufen, sondern auch aus den unterschiedlichsten kirchlichen Gruppierungen. Mehr als die Hälfte waren vom Pietismus geprägt; aber auch ganz andere Richtungen waren vertreten. Sie alle mussten sich zusammenraufen.

Die Leitung der Schule

So unterschiedlich wie die Schüler war auch die Zusammensetzung des Kuratoriums der Schule. In ihm waren die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, die Evangelische Kirche der Union, das Gnadauer Gemeinschaftswerk, das Jungmännerwerk, die Brüdergemeinde, die Berliner Mission und die Stadtmission vertreten. Den Vorsitz hatte Missionsdirektor Gerhard Brennecke. Kampfabstimmungen hat es nicht gegeben. Nach Brennecke übernahm Oberkonsistorialrat Walter Posth von der Evangelischen Kirche der Union den Vorsitz, später Reinhold Pietz als deren Präsident, dann Generalsuperintendent Hartmut Grünbaum, Hilmar Schmid vom Jungmännerwerk, Dr. Johannes Althausen als Ausbildungsdezernent der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg und Generalsuperintendent Günter Krusche. Wir Dozenten nahmen nur mit beratender Stimme teil. Legislative und Exekutive waren getrennt. Dennoch bestand keine Gefahr, dass wir als Dozenten nicht genug Gehör fänden.

Die Zusammenarbeit der beiden hauptamtlichen Dozenten war erfreulich. Von Woche zu Woche besprachen und entschieden wir alle wichtigen Fragen gemeinsam. Bald verband uns eine herzliche Freundschaft.

Reinhold Pietz war aus einer freikirchlichen, evangelisch-methodistischen Familie hervorgegangen. Aber er war ganz ein Mann der Kirche. Er hatte an der Kirchlichen Hochschule in Berlin-Zehlendorf studiert. Im Kriege war er Offizier gewesen. Sein Sinn für Zucht und Ordnung war unverkennbar. Und er war von ungeheurem Fleiß. Bis tief in die Nacht, oft bis zwei Uhr, saß er am Schreibtisch, weil er tagsüber kaum Zeit zu theologischer Arbeit fand. Er forderte sich das Letzte ab, und das, obwohl er kriegsversehrt war. Er hatte ein steifes Bein und ein Glasauge. Die Kinder im Missionshaus wetteiferten miteinander. "Mein Vater fährt einen Wartburg!" - "Aber meiner hat ein steifes Bein!" - "Mein Vati war schon in Afrika". - "Aber meiner hat ein Glasauge, das er nachts herausnehmen kann!" Damit konnte kein anderer konkurrieren.

Ein ganz anderes Problem betraf mich. Das Paulinum hatte keine Dienstwohnung für uns. Im Missionshaus waren alle Wohnungen vergeben. Die Dienstwohnung im Sprachenkonvikt aber musste ich räumen. Ein Jahr lang waren wir auf Wohnungssuche. Sämtliche Handwerker, die ich vom Sprachenkonvikt kannte, hatte ich mobilisiert, mir jede frei werdende Wohnung zu nennen; das hatte Erfolg. Das Wohnungsamt nahm meine Hinweise dankbar entgegen, aber eine Wohnung erhielt ich nicht. Ständige Antwort auf jeden neuen Hinweis war: "Diese Wohnung ist für Räumungsfälle vorgesehen". Und das ein Jahr vor dem 13. August 1961. War von so langer Hand der Mauerbau schon programmiert? So hatten wir es letztlich der Berliner Mauer zu verdanken, dass Präses Scharf erklärte: "Jetzt wird nicht länger gewartet. Sie greifen zu, wenn sich ein Einfamilienhaus findet. Die Finanzierung lassen Sie meine Sorge sein".

Eines Tages besichtigten wir ein Einfamilienhaus in Berlin-Biesdorf, das ein Schieferdachdeckermeister bewohnte, der sich verändern wollte. In seinem Arbeitszimmer hing eine große Karte von der DDR an der Wand, gespickt mit vielen bunten Fähnchen. "Das alles sind meine Objekte" erklärte er stolz. "Aber die Firma, für die ich arbeite, werden Sie nicht kennen. Es ist der Berliner Stadtsynodalverband". Meine Antwort: "Zu dieser Firma gehöre ich auch". Ich nannte ihm meinen Beruf. Da wurden wir bald handelseins.

Am 2. Juni 1961 zogen wir in unser "Traumhaus" mit Garten ein. Welch ein Wechsel nach sechs Jahren im 2. Hinterhof der Borsigstraße 5! Für unsere Kinder - Magdalena war 16, Christiane 11 Jahre alt - ein Paradies, für Gundula ein reiches Arbeitsfeld in Haus und Garten, für mich ein Weg von einer Stunde von Haus zu Haus mit Bahn und Bus, - also die normale Fahrzeit eines Berliners zur Arbeit. Welche Bedeutung dieses Haus in der Prignitzstraße noch einmal gewinnen sollte, ahnten wir damals noch nicht.

Predigt dienst an Marien

Noch eine andere Folge sollte der 13. August 1961 für mich haben. An der Marienkirche, der größten und ältesten Kirche Berlins, die noch erhalten war, fielen durch "die Sicherung der Staatsgrenze" auf einen Schlag drei namhafte Prediger aus: Bischof Dibelius, Präses Scharf und Propst Grüber wurden von Westberlin nicht mehr hereingelassen. So bat mich der einzig verbliebene Pfarrer von Marien, Werner Arnold, ebenfalls Dozent am Paulinum, um meine Mitarbeit am besten an jedem zweiten Sonntag. Für einen Sonntag im Monat sagte ich zu. Als Pfarrer Arnold bald darauf nach Westberlin ging, wollte die Gemeinde mich als ihren Pfarrer haben, eine verantwortliche und ehrenvolle Aufgabe. Meine Dozentur am Paulinum hätte ich dann jedoch aufgeben müssen. Dazu war ich aber nicht bereit. Aber dem Gemeindegemeinderat von Marien sollte ich wenigstens angehören, - solange Marien noch keinen Pfarrer hatte, meinte Superintendent Eckehard Brix. Die Pfarrstellenbesetzung erwies sich als äußerst schwierig. Die Behörden wollten die Aufenthaltsgenehmigung nur einem Pfarrer erteilen, der ihnen genehm war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es, für Pfarrer Helmut Orphal aus Magdeburg die Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Die Gemeinde hatte ihn gewählt. Ich hatte ihn schon als Studentenpfarrer kennen und schätzen gelernt. 25 Jahre lang, bis zu meinem 70. Geburtstag, habe ich den Predigt dienst in Marien getan.

Meinen ersten Gottesdienst in Marien hielt ich am Buß- und Betttag 1961. Predigttext war Amos 3, Vers 6: *"Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tut?!"*

Welch eine Provokation!

Die gottesdienstliche Gemeinde setzte sich zumeist aus Hörern von Ost und West zusammen. Freunde und Verwandte, die sich sonst nicht sehen konnten, verabredeten: "Treffpunkt Marien". Oft waren es bis zu 50 % junge Menschen. Es kamen Studenten, ganze Gruppen Junger Gemeinden und natürlich auch Touristen, die nur einmal hereinschauen wollten und dann wieder gingen. Daran musste man sich gewöhnen, dass der eine oder andere während der Predigt auch wieder ging.

Eines war sicher: Die meisten Hörer bekam man nie wieder zu Gesicht. Die eigentliche Mariengemeinde war damals nur eine kleine Personalgemeinde aus ganz Berlin. Für den Prediger war es keine leichte Aufgabe, derart unterschiedliche Hörer anzusprechen.

Eine zeitlang wurden Predignachgespräche im Gemeindefraum angeboten. Es blieben 10, 15 Teilnehmer von den 100 - 300 Gottesdienstbesuchern zu oft sehr lebendigen Gesprächen. Das gab eine gute Rückinformation für den Prediger.

Später, als mir infolge eines Hüftleidens das längere Stehen Schwierigkeiten bereitete, predigte ich von einem Barhocker. Ein Taxifahrer, der mich vor der Marienkirche absetzte, wunderte sich: sei die Kirche denn so überfüllt, dass ich mir einen Stuhl mitbringen müsse? Ich klärte ihn auf. Ein Pfarrer, der von einem Barhocker predigt, war ihm noch nicht begegnet. Meine Pauliner aber kommentierten meine Predigtstätigkeit: "Locker vom Hocker".

Semesteranfangsrüsten und Offene Abende

Von großer Bedeutung für das ganze Studienjahr war die Semesteranfangsrüste im Herbst. Die ersten fünf Tage im September waren für sie reserviert. Die Predigerschüler aller drei Jahrgänge, der Ober-, Mittel- und Unterstufe, nahmen daran teil, zum Teil mit ihren Frauen bzw. denen, die es werden wollten. Untergebracht waren wir in so genannten Lufthütten. Das "Haus Gottesfriede", ein evangelisches Krankenhaus und Bibelheim in Woltersdorf bei Erkner, war einmal ein Sanatorium für Lungenkranke gewesen. Aus jener Zeit stammten die Lufthütten, die ihrem Namen Ehre machten. An den Vormittagen waren wir im Plenum zur Bibelarbeit zusammen, dann in Arbeitsgruppen. Das gab eine gute Anleitung für Bibelarbeit in den Gemeinden, zumal diese sonst nicht im Stundenplan vorgesehen war. Am ersten Nachmittag wurde eine Dampferfahrt von der Woltersdorfer Schleuse nach Alt-Buchhorst veranstaltet, eine wunderschöne Fahrt durch die Löcknitz, fast wie im Spreewald. Zurück wanderten wir quer durch den Wald. Der erste Abend war ein Abend der Begegnung, an dem einige Teilnehmer von ihren Ferienerlebnissen erzählten und die Neuen sich vorstellten. An einem Nachmittag fand das traditionelle Handballspiel statt, jede Klasse gegen die anderen, mit anfeuernden Rufen und Pfiffen von Seiten der Zuschauer, die hinterher fast genauso geschafft waren wie die Spieler. Abends fand eine Dichterlesung statt oder eine Nachtwanderung zum Pechsee mit nächtlichem Baden. Am Sonntag früh hielten zwei Pauliner auf den Stationen des Krankenhauses die Andachten. Im stets gut besuchten Gottesdienst der Woltersdorfer Kirche sang unser Chor, und am Abend gestaltete das Paulinum die Evangelisationsstunde der Landeskirchlichen Gemeinschaft. So bot die Semesteranfangsrüste eine gute Gelegenheit, sich näher kennenzulernen und den rechten Start in das neue Semester zu finden. Einmal in der Woche hatten wir einen Offenen Abend. Auch der gehörte damals zum Pflichtprogramm der Pauliner. Da erzählte etwa die Missionarin Gertrud Büge von ihren Erlebnissen in der Volksrepublik China. Alfred Otto Schwede las aus einem neuen

Werk. Christoph Demke, der Neutestamentler des Sprachenkonvikts, der spätere Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, hielt ein Referat, und Adolf Pohl, Dozent am Theologischen Seminar der Baptisten in Buckow, hielt das Korreferat. Und einmal hatten wir sogar Heinrich Albertz bei uns nach seinem spektakulären Flug als Geisel für Peter Lorenz. Man stelle sich vor: ein Pfarrer, Parteigenosse der SPD, begibt sich freiwillig in die Hand von Terroristen, um einen Politiker der CDU frei zu bekommen.

Die Chorfahrten des Paulinums

Den Höhepunkt des Jahres bildeten die Chorfahrten. Sie waren auf Initiative der Pauliner zustande gekommen. Theophil Rothenberg, der Kantor unserer Mahlsdorfer Gemeinde, hatte "Lieder der Christenheit aus aller Welt" mit uns einstudiert, zum Teil in der Originalsprache. Wir sangen in russischer, englischer, französischer, griechischer und hebräischer Sprache. Ja, auch ein indisches und ein japanisches Lied waren dabei, vor allem aber Negrospirituals wie "Go, tell it on the mountains" oder "Swing low, sweet chariot".

Eingeladen wurden wir von den verschiedensten Gemeinden, vom Erzgebirge bis nach Rügen, meist auf Vermittlung von Alt-Paulinern, die aufs beste für die Werbung und für gute Aufnahme in den Quartieren sorgten. Wir sangen im Altarraum stehend. Allein schon der Anblick von 50 jungen Männern, die alle Prediger des Evangeliums werden wollten, war ein Zeugnis, ganz abgesehen von den Gesprächen in den Quartieren. Zehn bis vierzehn Tage waren wir unterwegs, stets mit demselben Reisebus und demselben Fahrer. Die Reisekosten wurden stets gedeckt. Meist erzielten wir noch einen Überschuss, und das ohne Eintrittsgeld, nur durch Kollekten. So hatten wir 1960 in 11 Tagen 11000 Hörer und eine Kollekte von 13000 Mark im Erzgebirge erzielt, 1961 in nur 4 1/2 Tagen in der Kirchenprovinz Sachsen 6000 Hörer und 9000 Mark Kollekte; das waren Ergebnisse, die heute geradezu traumhaft erscheinen. Im Grunde ist das Paulinum durch seine Chorfahrten mehr bekannt geworden als durch seinen Unterricht.

Einmal wurde ich gefragt, wer denn der so leidenschaftliche Sänger im 2. Glied ganz links sei. Der sei doch nicht mehr der Jüngste. Dass es der Direktor des Paulinums war, löste Erstaunen aus. "Auch der singt mit?"

Ein andermal wurde ich gefragt, im wievielten Semester ich mich befände. Ich musste erst einmal nachrechnen. Zwölf, fünfzehn Semester waren es bestimmt schon. Ein ewiger Student? Nein, Dozent für Altes Testament. Großes Erschrecken der Gastgeberin. "Ja, hätte ich das gewusst! Dann hätte ich doch in der guten Stube für Sie gedeckt. Aber in Ihrem Gast-

zimmer hat auch schon einmal ein Bischof geschlafen". Abends, nach dem Chorkonzert, wurde das bei einer Flasche Wein wieder gutgemacht.

In der Lutherstadt Wittenberg ließ es sich Dr. Pietz nicht nehmen, nach Tisch eine kirchengeschichtliche Vorlesung über den Thesenanschlag zu halten. Ein Pauliner hatte ihm in der Gaststätte heimlich ein Schlafpulver in den Salat gemischt. Der Erfolg war, dass der Dozent hellwach blieb, während die Pauliner schliefen! Das Ganze kam erst vier Jahre später bei einer Abschiedsfete nach bestandenerm zweitem Examen heraus. Bis dahin hatten alle dicht gehalten und ihr Geheimnis gehütet.

Einmal waren wir in Altentreptow gerade angekommen. Wie üblich wurde schnell noch eine Stellprobe in der Kirche vorgenommen. Ein kurzes Ansingen sollte folgen. Bruder Rothenberg gab den Ton an. Aber statt des Hosanna-Gesanges der Brüdergemeinde sang der Chor: "Heute gibt's nichts, heut ist Sonntagsruh". Und das vor dem Superintendenten und allen Quartiergebern, die schon im Kirchenschiff auf uns warteten. Bruder Rothenberg bekam vor Entsetzen den Mund nicht mehr zu. Selbst Bruder Pietz und ich, die wir mitten im Chor standen, hatten von der Flüsterpropaganda der Pauliner nichts gemerkt. Pauliner hielten eben dicht, wenn es darauf ankam.

Neben Theophil Rothenberg zu stehen, war nicht ganz ungefährlich. Er machte beim Dirigieren gewaltige Freiübungen. Bei dem späteren Programm "Go down, Moses", einem Oratorium zum Gedächtnis an Martin Luther King, stand ich neben dem Kantor als Sprecher des Luther King. Rothenberg holte gewaltig aus, und ich erhielt eine Watsche! Seitdem ging ich auf Distanz. Ein andermal flog Bruder Rothenberg beim Dirigieren die Brille von der Nase. Er fing sie im Fluge auf.

Das 75. Chorkonzert der "Lieder der Christenheit" feierten die Pauliner im Paulaner in Leipzig. Reinhold Pietz ritt einmal wieder den Pegasus. Unsere Solistin war viele Jahre Frau Gertrud Iseler. Pietz deklamierte: "Frau Iseler singt wie 'ne Lerche, füllt mühelos die größte Kerche". Und dann, zu unserem Chauffeur, Herrn Hähnchen, gewandt: "Ein Hähnchen jeder gern verspeist, mit Hähnchen ist man gut gereist".

Einmal aber hätte es fast eine Katastrophe gegeben. Der Bus fuhr mit 100 Sachen auf der Autobahn, als vor einer nur teilweise wiederhergestellten Brücke eine Absperrung in Sicht kam. Fahrbahnwechsel. Herr Hähnchen jedoch bückte sich und suchte etwas in seiner Aktentasche. Hatte er das Sperrschild übersehen? Ich saß neben ihm. Die Pauliner spielten Karten oder schliefen. Was tun? Herrn Hähnchen warnen? Er hatte es nicht gern, wenn ihm jemand dreinredete. Der Bus raste mit unverminderter Geschwindigkeit auf die Absperrung zu. Dahinter tat sich ein Abgrund auf. Ich konnte nicht länger an mich halten. "Herr Hähnchen!" Er schaute auf und riss im letzten Augenblick das Steuer herum und gewann die andere Fahrbahn. An dem Tage sprach er kein Wort mehr.

Ein einziges Mal aber waren wir noch vor 1961 in Westberlin zu einem großen Missionsfest nach Lichtenrade eingeladen. Unser Chor hatte schon Aufstellung genommen. Doch ein Grußwort nach dem anderen folgte, eines immer länger als das andere. Endlich waren wir an der Reihe. Eine kurze Ansprache, die ich halten sollte, begann ich so: "Liebe Brüder und Schwätzer!" Meine Pauliner konnten sich kaum das Lachen verkneifen.

Kurzansprachen während des Chorkonzertes hielten Bruder Pietz und ich im Wechsel: Informationen über die Predigerschule und ein missionarisches Wort oft im Anschluss an eines der Lieder. "Geh, ruf es auf dem Berge!" hatten wir gerade gesungen. So stellte Reinhold Pietz uns John Wesley, den Begründer der Evangelisch-methodistischen Kirche vor Augen, wie er auf einer Kohlenhalde stand und den Bergarbeitern Englands das Evangelium verkündete. Das größte Erlebnis aller Choreinsätze aber war die Begegnung mit Dr. Martin Luther King, dem wir am 13. September 1964 in der überfüllten Marienkirche einige Negrospirituale in seiner Muttersprache zugesungen haben. Martin Luther King war so überwältigt, dass er minutenlang nicht sprechen konnte, berichtet Reinhold Pietz in der Festschrift zur 25-Jahr-Feier der Predigerschule Paulinum.

Begegnungen mit Behörden

Einmal gab es eine Beanstandung. Bruder Pietz wurde ins Rote Rathaus gebeten. Er habe während einer Chorfahrtansprache die Deutsche Demokratische Republik verächtlich gemacht. Er hatte über Jeremia 29,14 gesprochen: *"Ich will euer Gefängnis wenden, spricht der Herr"*; Und das nach dem Bau der Berliner Mauer! Ich wies darauf hin, dass sich die Pauliner bei der täglichen Morgenandacht an Losung und Lehrtext der Brüdergemeinde zu halten hatten. So hätte sich auch der Direktor daran gehalten, auch wenn dies ein schwieriger Text wäre. Im Übrigen hätte er von Jerusalem gesprochen und von den Gefangenen aus Juda nach der Katastrophe von 586. Eine Verunglimpfung unserer Republik läge ihm fern. Es gab einen langen Disput. Zum Schluss meinte die Sekretärin des Referenten für Kirchenfragen, ihnen sei es auch nicht gerade angenehm gewesen, uns in dieser Sache herzitieren zu müssen. Ich antwortete, mir wäre das gar nicht unangenehm. Im Gegenteil, ich hätte mich gefreut, dass wir nun schon eine Stunde lang über ein Bibelwort haben sprechen können. Sie sah mich fragend an. Ich aber hatte dies keineswegs ironisch gemeint. Der Referent für Kirchenfragen ermahnte uns abschließend, in unseren Predigten nicht über schlechte Zeiten zu klagen. "Sagen Sie nur das Evangelium!" Dem stimmte ich gerne zu. Mit diesem guten Wort gingen wir auseinander.

Jahre später wurde ich als Direktor in das Rote Rathaus bestellt. Das Paulinum bekäme zu viele Westbesuche. Ich antwortete, wir seien eine kirchliche Ausbildungsstätte und keine Kontaktstelle für Ost-West-Begegnungen. Die Ausbildung müsse den Vorrang haben. Wenn aber Theologiestudenten der Bundesrepublik sich über die Ausbildung am Paulinum informieren wollten, sollte ich ihnen dann antworten, sie seien unerwünscht? Antwort: Wenn, dann sollten wir jedoch nur über religiöse Angelegenheiten sprechen. Aber die Christen in der Bundesrepublik wollten doch auch wissen, wie wir als Christen im Sozialismus lebten, wandte ich ein. Sollte ich ihnen sagen: über Politik zu sprechen, sei uns verboten? Würde das dem

Ansehen der Deutschen Demokratischen Republik dienen? Der Referent für Kirchenfragen könne gerne einmal an einer solchen Begegnung teilnehmen und sich selber überzeugen, dass es fair und sachlich zuginge. Nein, das dürfe er nicht als Genosse der SED, entgegnete er. Dafür kämen nur Unionsfreunde in Frage. Ich bedauerte dies. An der Begegnung mit einem überzeugten Kommunisten wäre uns viel mehr gelegen. Im Übrigen hatte es längst solche Begegnungen gegeben. So fand auf unsere Bitte ein Gespräch mit dem Rat des Stadtbezirks Friedrichshain über das geplante Familiengesetz der DDR statt, mit allen Schülern des Paulinums und ihren beiden hauptamtlichen Dozenten. Das Zusammensein leitete ein Richter, der zugab, dass jede dritte Ehe in der Republik geschieden werde. Dabei war er sichtlich bemüht, die Ehepartner im Streitfall wieder zu versöhnen. Als die Frage aufkam, ob auch gelegentlich der Ehemann den Haushalt führen könne, während die Ehefrau arbeiten ginge, stand ein Pauliner auf: warum denn nicht? Er sei Bürgermeister gewesen, Mitglied der SED. Durch eine Evangelisation im Dorf seien zuerst seine beiden Töchter zum Glauben gekommen, danach auch er. Aus der Partei sei er ausgeschlossen worden, sein Bürgermeisteramt habe er verloren. Drei Jahre war er arbeitslos. In dieser Zeit habe er den Haushalt geführt, während seine Frau Kassenführerin in der Sparkasse blieb. Ihm habe das nicht geschadet. Er habe in der Kirchengemeinde als Lektor mitgeholfen, und sein Pastor hätte ihn an das Paulinum delegiert. Dass er Pfarrer würde, habe er den Genossen zu verdanken, die ihm alle anderen Möglichkeiten genommen hätten. Das sagte er ganz freimütig und ohne Bitterkeit.

Auch den Bezirksbürgermeister von Berlin-Mitte hatten wir bei uns, Genosse der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Besonders vor den Wahlen zur Volkskammer wurden wir ausgiebig besucht.

Ein Problem für manchen Pauliner war die Wehrfrage. Als es noch keine Baueinheiten gab, berichtete uns einer unserer Schüler von seinem Gespräch mit der Musterungskommission. Er war Straßenbauarbeiter gewesen, ein schwacher Schüler. Er hatte uns nicht um Rat gefragt. Er habe klipp und klar ge-

sagt, er sei Christ. In seiner Bibel aber stünde: *"Liebet eure Feinde!"* Den Feind lieben und auf ihn schießen? Er wisse nicht, wie er das machen solle.

Er wolle Pfarrer werden. "In der einen Hand die Bibel, in der anderen die Knarre? Wie soll ich das fertig bringen? Ich weiß das nicht!" Das wusste die Musterungskommission auch nicht und ließ ihn wieder gehen. Er wurde nicht eingezogen.

Ein anderer Pauliner hatte mich um Rat gefragt. Er wisse nicht, ob er sich einziehen lassen oder verweigern solle. Wir haben das Pro und Contra miteinander erwogen. Auf Wehrdienstverweigerung stand eine Haftstrafe von 1 3/4 Jahren. Abnehmen konnte ich ihm die Entscheidung nicht. Die war seine Sache. Noch immer unschlüssig ging er zur Musterung. "Sie sind Predigerschüler. Wollen Sie nicht auch verweigern?" wurde er gefragt. Da erst habe er Mut gefasst zu verweigern. Hinterher im Ankleideraum sei ein Mitglied der Kommission zu ihm gekommen: von einem zukünftigen Pfarrer habe er auch nichts anderes erwartet.

Die Einrichtung der Baueinheiten 1965 war dann ohne Zweifel ein Entgegenkommen. In keinem anderen Staat des Warschauer Paktes gab es etwas Ähnliches. Trotzdem bestanden Gewissensbedenken. Die Bausoldaten unterstanden der Nationalen Volksarmee und wurden damals jedenfalls an militärischen Objekten eingesetzt, zum Bau von Kasernen und Schießständen und ähnlichem mehr. Wurden hier nicht militärische Werte geschaffen, die weit mehr Bedeutung hatten, als die Ausbildung eines Rekruten? Bisher waren Predigerschüler für die Zeit ihrer Ausbildung auf Antrag ihrer Kirchenleitung zurückgestellt worden. Das war jetzt nicht mehr der Fall. Doch wurde auf Examenssemester Rücksicht genommen. Aufs Ganze gesehen konnte das Paulinum jedoch völlig ungehindert seinen Dienst tun.

Unterwegs zu Alt-Paulinern

Außer den Chorfahrten gab es noch einen anderen Höhepunkt des Jahres, den Brudertag. Vor den großen Ferien, später bereits Anfang März, wurden alle Ehemaligen zu einer Fortbildungswoche eingeladen. Es kamen etwa 60 - 100 Alt-Pauliner, zum Teil mit ihren Frauen, dazu die derzeitigen Schüler, so dass das ganze Missionshaus mit allen Unterkunftsmöglichkeiten ausgebucht war. Das jeweilige Thema wurde vom Bruderat gewählt, einer Vertretung der Alt-Pauliner und der Predigerschule. Themen wie: "Meine Verkündigung im theologischen Meinungsstreit unserer Tage"; "Gemeindeaufbau heute"; "Miteinander leben" waren sehr gefragt. Ein Thema lautete: "Arbeiten und Zeit haben". Ein Diskussionsbeitrag von Bruder Pietz dazu war für ihn bezeichnend: "Ich erhole mich von der Arbeit durch die Arbeit für die Arbeit!"

Aber nicht nur der Brudertag, auch der zweimal im Jahr erscheinende Paulinumsbote und der Reisedienst der beiden hauptamtlichen Dozenten hielt Verbindung zu den Alt-Paulinern. Zehn bis vierzehn Tage im Jahr war jeder von uns unterwegs, jeden Tag bei einem anderen Pauliner zu einer Predigt oder einem Vortragsabend. Meist aber waren wir die Hörer. Wir wollten sehen, was aus unseren einstigen Schülern geworden war. Das war für uns eine wichtige Rückinformation. Was hatte sich an unserer Ausbildung bewährt, was sollten wir ändern?

Meine erste Besuchsreise führte mich nach Neuruppin und Umgebung, unmittelbar nach dem 13. August 1961. Ich musste einen erheblichen Umweg in Kauf nehmen, um überhaupt nach Neuruppin zu gelangen. In einem benachbarten Dorf hatte ich eine Begegnung, die mir noch heute vor Augen steht. Der Pauliner führte mich in seine Kirche. Der Fußboden längs der Wände war aufgerissen und zwei Meter tief ausgeschachtet: Isolierungsarbeiten gegen aufsteigende Nässe. Die Kanzel war zusammengebrochen. Während die Gemeinde das Predigtlied sang, versank der Pfarrer mitsamt seiner Kanzel. Er litt unter einem Lungenleiden. Mit einer halben Lunge war er nur noch eine halbe Kraft. Und er hatte niemanden in der Gemein-

de, der ihm helfen würde. Er fragte sich, ob er nicht die Stelle wechseln sollte. Um so mehr fiel mir auf, wie freundlich er von allen Dorfbewohnern begrüßt wurde. Fast alle Kinder kamen noch zur Christenlehre. Unterwegs sprach ihn eine Frau an, die gerade aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Sie bat ihn um die Opfergroschenliste, damit sie ihre Geber aufsuchen und das Versäumte nachholen könne. Noch am selben Abend kam sie ins Pfarrhaus und hatte alle Opfergroschengeber mit Erfolg besucht. Und dann behauptete der Pauliner, er hätte keinen Menschen, der ihm hilft! Im Gespräch kam heraus, dass er einem bettlägerigen Gelähmten die Stube tapeziert hatte. Er war von Beruf Maler gewesen. Das hatte ihm die Achtung aller eingebracht. Schlimm aber sah es im Nachbardorf aus. An der Kirchentür hing ein Schild: "Betreten verboten! Einsturzgefahr!" Er ließ mich ein. Die Kirchenwände hingen nur noch wie Spinnweben. Eine Berührung, und eine ganze Wand fiel in sich zusammen. Hier hatten Holzwurm und Pilzbefall ganze Arbeit geleistet.

In Kuhsdorf, wohin ich anschließend kam, war ein Brand ausgebrochen. Die Scheune brannte lichterloh, die angrenzenden Häuser waren in Gefahr. Die Bauern aber standen da und ließen es brennen. Da kam die Pfarrfrau angelaufen. "Was steht ihr hier herum?" Sie ergriff den nächstbesten Eimer und fing an zu löschen. Da packten auch die anderen zu. Am nächsten Tag kam der Bürgermeister mit einem großen Präsentkorb, um dem "Retter des Dorfes" zu danken. Die Resignation in jenen Jahren war groß. Oft aber bedurfte es nur eines einzigen Menschen, um die anderen mitzureißen. Eine gute Tat hilft mehr als alle Transparente und Appelle.

Im Gebiet der Greifswalder Landeskirche herrschte Erntenotstand. Das ganze Dorf war zum Ernteeinsatz aufgerufen. Eine Strafe war jedem angedroht, der sich dem Einsatz entzöge. Selbst die 70-Jährigen halfen mit. Nur den Pfarrer hatte man nicht aufgefordert. Er machte freiwillig mit. Von da an war es kein Problem mehr, von der LPG einen Sack Zement oder ein Fuhrwerk zu bekommen. Das Pfarrhaus hatte er gegen den Willen des Konsistoriums restauriert. Das Kirchliche Bauamt hatte gemeint, das lohne sich nicht mehr. Am Abend des sehr

heißen Tages war eine Gemeindeversammlung angesetzt, während das Gewitter schon aufzog. Wer würde da kommen, mitten in der Erntezeit? Der Gemeindesaal war rappellvoll. Ich war erstaunt, wie die Gemeinde während meines Vortrages mitging und wie geschickt der Pauliner die Aussprache leitete. Im Paulinum war er nicht gerade sehr engagiert gewesen.

Auf einer anderen Dienstreise besuchte ich auch meinen Patensohn in Werkleitz, unweit der Saalemündung in die Elbe. Das letzte Mal hatte er uns während des Berliner Kirchentages 1951 in Mahlsdorf besucht. Ich war ein schlechter Pate gewesen und hatte mich jahrelang nicht um ihn gekümmert. Umso größer war die Überraschung, als ich bei seinem damaligen Besuch erfuhr, dass er Pastor werden wollte. Und nun fand mein Gegenbesuch in Werkleitz statt. Was mich beeindruckte: Er war schon immer naturwissenschaftlich interessiert. So führte er mir sogleich sein neues Mikroskop vor, und ich betrachtete eine Blattlaus in Großformat. Statt Bücher besaß er ein ganzes Regal voller Tonbänder, Aufnahmen von ihm interessierenden Vorträgen, und Dia-Serien für die Gemeinde- und Jugendarbeit. Als wir in die Küche gingen, warnte er mich: "Da darfst du nicht hintreten, der Fußboden bricht durch!" In der Küche sah es unbeschreiblich aus,- Junggesellenwirtschaft! Ein Mädchen aus dem Dorf hatte ihm einen Antrag gemacht. Das wäre doch nichts, so allein zu wirtschaften. Er brauche eine Frau. "Nun aber raus!" befahl er und wies ihr die Tür. Von da an hatte man ihn in Ruhe gelassen.

Seine ganze Liebe aber galt der Renovierung der Kirche. Gegen den Willen seines Gemeindegemeinderates hatte er auf eigene Faust mit der Arbeit begonnen. Er hatte die baufälligen Emporen und das wurmstichige Gestühl herausgerissen und die dicken Kirchenmauern aufgestemmt, um elektrisches Licht in die Kirche zu legen. Da kamen auch andere und halfen ihm. Die Kirche war wunderschön geworden, ganz schlicht und hell, ein Raum, der zur Sammlung führte. So hat sich auch mancher Pauliner ein Erfolgserlebnis verschafft, während es am Gemeindeaufbau oft noch fehlte. Aber eine Gemeinde, in der sich nichts tat, habe ich nirgends erlebt. Ich musste an die Gemeinden des Apostels Paulus denken, die ja auch ver-

schwindende Minderheiten waren in einer ganz anderen Umwelt und alles andere als Idealgemeinden. Aber es gab keine Gemeinde, für die Paulus seinem Gott nicht dankte.

In Lübbenau-Neustadt besuchte ich meinen anderen "Patensohn". Er war einst mein Konfirmand und die Säule der Jungen Gemeinde in Mahlsdorf gewesen. Als einziger war er gegen den Willen seiner Eltern und Geschwister in der DDR geblieben. Ich hatte davon berichtet. Er hatte an der Humboldt-Universität Theologie studiert, nicht am Sprachenkonvikt. Er wollte nicht in einem kirchlichen Ghetto aufwachsen. Nach dem 1. Examen ging er mit zwei anderen Vikaren in ein Gruppenvikariat, - ein Experiment der Gossner Mission. Einer von ihnen versah das Pfarramt, zwei verdienten das Geld dazu im Volkseigenen Betrieb. Nach einem halben Jahr wechselten sie sich ab. Sie wollten sich - wie der Apostel Paulus - selbst finanzieren, unabhängig von kirchlicher Besoldung. Sie wollten vor allem Kontakt mit den Arbeitern gewinnen, wie die Arbeiterpriester in Frankreich. Sie machten Hausbesuche und sammelten eine Neubau-Gemeinde. Die Gottesdienste hielten sie in der Friedhofskapelle am Rande der Altstadt, ohne Talar, ohne Kanzel. Später übernahm eine tüchtige Pastorin die Gemeinde. Mein "Patensohn" zog sich zurück. Er war enttäuscht, nicht etwa über die Pastorin, sondern dass gerade junge Leute im Neubau-Gebiet wieder den Pfarrer im Talar und Kerzen auf dem Altar wünschten. Das Konsistorium war verärgert, dass er nicht ins Pfarramt ging, trotz so vieler verwaister Gemeinden. Aus seinem Volkseigenen Betrieb wurde er auch ausgeschlossen. Er sei ein Agent der Kirche. So hatte er sich zwischen alle Stühle gesetzt. Aber auch jetzt kehrte er nicht in den kirchlichen Dienst zurück, sondern ging als Schlosser in einen Privatbetrieb. Als ich ihn in Lübbenau besuchte, hatte ihn der Volkseigene Betrieb wieder aufgenommen. Er fuhr einen Gabelstapler, war Vertrauensmann seiner Brigade und gehörte sogar einer Neuerergruppe an. Er hatte das Vertrauen aller gewonnen, selbst der Werkleitung. Und in der Gemeinde half er als aktives Gemeindeglied, so gut er konnte.

Höhepunkt meiner Besuchsreisen war ein Besuch in Gehlberg auf der Höhe des Thüringer Waldes, oberhalb des Brandleite -

Tunnels. Bischof Mitzenheim hatte zu seinem 70. Geburtstag von der Lutherischen Kirche Finnlands ein Finnenhaus aus Fertigteilen geschenkt bekommen. Das sollte die Gemeinde in Gehlberg erhalten, die außer ihrer Kirche weder ein Pfarrhaus noch einen Gemeinderaum besaß. Martin Keil, ein ehemaliger Tischler, wurde dorthin beordert, um das Haus aufzubauen und die Gemeinde zu übernehmen. Bisher war die Gemeinde von einem Pfarrer im Ruhestand versorgt worden. Es gab keinen Konfirmandenunterricht, keine Jugendarbeit und seit zwei Jahren auch keine Taufe mehr. Das wurde nun anders. Innerhalb weniger Wochen hatte der Pauliner 15 Konfirmanden beisammen und 40 Kinder in der Christenlehre; 20 Jugendliche kamen zur Jungen Gemeinde. Sie waren weder konfirmiert noch getauft. Aber das ließ sich nachholen. Das Finnenhaus aber wurde nicht nur aufgestellt, es wurde auch unterkellert. Ein ganzer Gemeinderaum für 60 Personen entstand. Die Bewohner von Gehlberg aber staunten: "Tischlern kann er, als Maurer arbeiten kann er auch. Nun wollen wir einmal sehen, ob er auch predigen kann!"

Seine Frau war FDJ-Sekretärin gewesen. Eine Freundin hatte sie zu einer Bibelrüste der Jungen Gemeinde mitgenommen. Eine ganz neue Welt tat sich auf. In der Schule trug sie das Zeichen der Jungen Gemeinde, das Kreuz auf der Weltkugel. Der Schulleiter befahl ihr, das abzunehmen. Dieses Zeichen zu tragen sei verboten. Ihre Antwort: "Weisen Sie mir nach, dass es verboten ist, sonst trage ich es weiter". Ein solches Verbot aber gab es nicht. Der Schulleiter drohte mit ihrer Entlassung, umsonst. Sie war die Schulbeste und wurde nicht entlassen. Die Schule hätte sonst ihre Prämie eingebüßt.

Sie wurde Bildhauerin. Sie arbeitete in Holz und in Stein. Die Garage des Pfarrhauses diente als Werkstatt. Bei gutem Wetter arbeitete sie im Freien. Urlauber auf dem Wege zum Schwimmbad blieben stehen und sahen ihr zu. Da gab es so manches Gespräch über den Gartenzaun. Sonntags aber saß sie auf der Orgelbank und spielte die Orgel.

Ich war an einem Sonnabend in Gehlberg eingetroffen. Bruder Keil hatte die Predigtvorbereitung kaum angefangen. "Können wir nicht zusammen den Text erarbeiten?" fragte er mich. "Darf

ich mit dabei sein?" bat seine Frau. Es war ein fröhliches Miteinander, so viele Entdeckungen und Einfälle kamen uns im Gespräch. Zum Schluss meinte seine Frau: sie habe ihren Mann ja schon einmal vertreten im Erntedankgottesdienst, als er die Grippe hatte. Da habe sie mit viel Herzklopfen die Orgelbank mit der Kanzel vertauscht und die Predigt ihres Mannes verlesen. Einmal und nie wieder, habe sie sich geschworen. Aber jetzt, nach dieser gemeinsamen Vorbereitung, täte es ihr fast leid, dass ihr Mann den Gottesdienst halten könne. Am liebsten hätte sie ihn gehalten.

Als das Finnenhaus stand, wollte Bischof Mitzenheim den Pfarrvikar Martin Keil wieder abziehen und die Pfarrstelle anderweitig besetzen. Da protestierte die ganze Gemeinde. Selbst der Bürgermeister setzte sich für ihn ein: der Pfarrer muss bleiben! Und er blieb. Der Beschluss der Kirchenleitung wurde zurückgenommen.

Zeiten der Bewährung

Indes wuchs Ende der sechziger Jahre eine andere Generation im Paulinum heran. Die Morgenandachten wurden nicht mehr so selbstverständlich besucht. Wenn Bruder Pietz auf dem Flur einen Pauliner stellte, der erst zum Unterricht erschien, so rief dies nur Ärger hervor. Und als in Woltersdorf zum Abschluss eines Abends Bruder Pietz zu einer Gebetsgemeinschaft aufforderte, stand plötzlich die Hälfte der Schülerschaft auf und verließ den Raum. Auch Pauliner, die sich sonst aktiv an der Gebetsgemeinschaft beteiligt hatten, gingen hinaus. War dies ein Akt der Solidarität oder ein Protest gegen eine Reglementierung? Der Vorfall wirkte auf uns wie ein Schock, so dass sich Bruder Pietz schweren Herzens entschloss, die Gebetsgemeinschaften nicht mehr obligatorisch zu fordern. Bisher hatte er gemeint, auch diejenigen, die eine Gebetsgemeinschaft nicht kannten, sollten sie kennen lernen. Die erzwungene Anwesenheit aber hatte nur belastend auf diejenigen gewirkt, die wirklich beten wollten. Die Freigabe wirkte wie eine Befreiung. Auch das gemeinsame Tischgebet wurde abgeschafft,- mit Rücksicht auf andere Gruppen im Missionshaus, die mit uns im gleichen Raum aßen. Wer fertig war, stand auf und ging wie in einer Mensa. Und die "Stille Zeit" am Morgen stand für viele nur noch auf dem Papier. Wir fragten uns, ob wir beim Aufnahmeverfahren nicht gewissenhaft genug geprüft hätten? Andererseits konnte man dieser kritischen Generation ihr Engagement nicht absprechen. Sie reagierte allergisch auf alles, was angeordnet wurde. Mit Zwang lief nichts. Bruder Pietz versuchte, durch das eigene Vorbild erzieherisch einzuwirken, umsonst. "Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt".

Ein Pauliner hatte mir anvertraut, seine Verlobte erwarte ein Kind. Es habe schon Ärger mit den Schwiegereltern gegeben. Werde er nun von der Schule verwiesen? Ich setzte mich für ihn ein. Er war ja freiwillig gekommen. Sollte man Vertrauen bestrafen? Das hätte nur zur Folge, dass man in Zukunft Probleme verschwiege. Bruder Pietz meinte, hier müsse man ein Exempel statuieren. Es war das erste mal, dass wir uns nicht

einig waren. So kam der Fall vor die Dozentenkonferenz. Hier war es Pfarrer Schrem, der Dozent für Ethik, der sich nachdrücklich für den werdenden Vater einsetzte. Der hätte schon genug Probleme zu bewältigen. Wir sollten ihm nicht noch weitere aufladen. Im Übrigen verbiete das 6. Gebot den Ehebruch, aber nicht den Beginn einer Ehe. Der Konsens beider Partner begründe eine Ehe und nicht der Trauschein. Es gab eine leidenschaftliche Diskussion. Der Direktor entschied daraufhin: Bruder E. wird für ein Jahr beurlaubt, "um seine persönlichen Angelegenheiten zu regeln". Dieser aber empfand ein solches Urteil als Strafe und wurde nach dem einen Jahr obendrein noch zu den Baueinheiten eingezogen, so dass er erst nach 2 1/2 Jahren seine Ausbildung am Paulinum wieder aufnehmen konnte. Er ist ein tüchtiger Pastor geworden. Eine Predigt, die er am Erntedanktag über den reichen Kornbauern hielt, werde ich nicht vergessen. Mit einem Verkehrsschild "Vorfahrt beachten!" betrat er die Kanzel. Prioritäten setzen!

1970 wurde Bruder Pietz zum Superintendenten des Kirchenkreises Oberspree, dem größten Berliner Kirchenkreis, berufen. Er nahm die Berufung an. Siebzehn Jahre war er am Paulinum gewesen, davon 5 als Dozent und 12 als Direktor. Da war ein Wechsel verständlich. Er wurde Vorsitzender unseres Kuratoriums und hat auch später als Präsident der Evangelischen Kirche der Union für das Paulinum viel Gutes getan.

Kurz nach seiner Amtsübernahme als Superintendent erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich jedoch bald wieder erholte. Den Ruf der Evangelischen Kirche der Union nahm er an. Zugleich war er Vorsitzender des Jungmännerwerkes und einmal im Monat Prediger am Dom. Am 3. Advent 1976 hielt er dort den Gottesdienst in völliger Frische und mit der ihm eigenen Hingabe. Als er sich von den letzten Gottesdienstbesuchern verabschiedete, wurde ihm plötzlich schlecht. Noch ehe der Arzt eintraf, war er einem Schlaganfall erlegen. Und das mit 55 Jahren. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens hatte er seinem Herrn dienen können. Für seine Frau und seine 4 Kinder, für seine Kirche und uns alle war es ein unsäglicher Verlust. Wir nahmen Abschied von ihm in einem Gedenk-

gottesdienst, zu dem auch viele Pauliner aus der ganzen DDR gekommen waren.

Wer aber sollte sein Nachfolger am Paulinum werden? Zur Wahl standen Dr. Klaus Koziol und ich. Klaus Koziol war Pfarrer an der Gemeinde Petri-Luisenstadt. Als nebenamtlicher Dozent hatte er den Unterricht in Katechetik bereits seit 1961 erteilt. Er galt als ein guter Pädagoge und Psychologe, und den konnten wir brauchen. Ich plädierte für ihn. Auch wies ich auf mein Direktorat am Sprachenkonvikt hin, das mich vor mancherlei Probleme gestellt hatte. Das Kuratorium wählte mich mit einer Stimme Mehrheit zum Direktor.

Die Schüler des Paulinums waren geteilter Meinung. Die einen sahen in mir noch immer den Weggenossen von Reinhold Pietz. Die anderen fürchteten, ich könnte nicht hart genug durchgreifen. Die Mehrheit hätte sich wohl für Bruder Koziol entschieden. Aber die Schüler hatte man ja gar nicht gefragt! So war es für mich kein leichter Anfang, als ich am 1.1.1970 das Direktorat übernahm. Doch haben mir viele Pauliner von Anfang an spürbar geholfen.

Das gilt in besonderer Weise für die Senioren, die jeweils für ein Semester von den Studenten gewählt wurden, ein Senior und ein Stellvertreter, der dann das Amt als nächster übernahm. Jede Woche waren wir einmal mit Bruder Koziol beisammen und entschieden alle anstehenden Fragen miteinander. Später war auch der Internatsleiter regelmäßig dabei. Diese Mitarbeit der Senioren war mir eine große Hilfe. Ich habe oft gestaunt, mit welchem Verantwortungsbewusstsein sie dieses Amt wahrnahmen. Es war keine leichte Aufgabe, einerseits die Wünsche der Studenten gegenüber der Schulleitung und andererseits die Beschlüsse der Schulleitung gegenüber den Studenten zu vertreten. Die Bezeichnung "Studenten" setzte sich mehr und mehr durch.

Neue Initiativen

Zunächst einmal haben wir die Sitzordnung im Unterricht geändert. Bisher hatten die Studenten reihenweise hintereinander gesessen. Jetzt saßen wir an Tischen in Hufeisenform, so dass man einander sehen und ganz anders ins Gespräch kommen konnte.

Die Zahl der Studierenden wuchs. Hatten wir im Sommer 1969 nur noch 31 Studierende, den niedrigsten Stand zweier Jahrzehnte, so waren es jetzt bereits wieder 46, darunter 5 Studentinnen, die durch ihren Eifer auf den ganzen Jahrgang einen guten Einfluss ausübten.

Sie blieben nicht länger Gasthörer, die zwar an dem gesamten Unterricht teilnahmen und alle Examina ablegen mussten, aber eben doch nur als Gasthörer. Reinhold Pietz hatte dem Burckhardthaus den Nachwuchs an Gemeindehelferinnen nicht entziehen wollen. Außerdem sollten die Pauliner eine Bruderschaft sein. Dies wurde nun anders. Außer den beiden Senioren wurde nun auch eine Seniorin gewählt, die sich vor allem für die Studentinnen einsetzen sollte.

Die Teilnahme an den Morgenandachten wurde nach wie vor von allen erwartet, war aber keine Pflichtübung mehr.

Neu war die Einführung eines Zwischenpraktikums auf Wunsch der Studenten. Nach zwei Jahren Theorie wollten sie sich in der Praxis erproben. Für uns Dozenten stellte dieses Praktikum eine wichtige Rückinformation dar. Zugleich erhofften wir für unsere Studenten eine Neumotivation, indem sie entdeckten, was alles noch zu lernen nötig war. Der Einsatzort wurde durch die jeweilige Landeskirche bestimmt. Nicht immer gelang es, einen geeigneten Praktikumsleiter zu finden.

Zu dem Gemeindezweischenpraktikum kam bald noch ein Diakonisches Praktikum hinzu, das von allen Theologiestudenten aller Gliedkirchen des Bundes verlangt wurde. Für Pauliner fand dies bereits von Anfang Januar bis Mitte Februar im ersten Studienjahr statt. Dieser frühe Einsatz war ein Wagnis, hat sich jedoch bewährt. Die Studenten konnten wählen, ob sie in ein Alters- oder Pflegeheim, in ein evangelisches Krankenhaus oder in ein Heim für Behinderte gehen wollten. Zur Halbzeit

besuchte ich sie dort, um eventuelle Mängel abzustellen. Sinn des Diakonischen Praktikums war, dass jeder zukünftige Pfarrer die Arbeit der Diakonie kennen lernen sollte. Das Urteil der Pauliner war einstimmig positiv, nur seien sechs Wochen viel zu kurz, um wirklich Bezugsperson für einen Blinden oder Behinderten zu werden. Kaum sei ein persönliches Vertrauensverhältnis gewachsen, sei das Praktikum schon wieder zu Ende.

Anregungen der Pauliner gab es auch für den Unterricht. Neue Unterrichtsfächer wurden eingeführt. Das Fach Soziologie übernahm Pfarrer Gerhard Violet im Auftrag der Kirchenleitung. Psychologie war nicht minder wichtig, wenn auch ihre Bedeutung nicht für jeden einsichtig war. Besonders die Pietisten hatten hier ihr Vorbehalte: "Wozu Psychologie? Das Entscheidende tut doch der heilige Geist!" Die Psychologie übernahm ein Dozent der Humboldt-Universität, Dr. Hartwig Daevel. Den Deutschunterricht, der mehr denn je notwendig war, erteilte Frau Adelheid Röhrich, eine Mitarbeiterin der Inneren Mission. Und Sprecherziehung unterrichtete Frau Heidegard Moll, Kirchenmusikerin in Alt-Stralau, zugleich Solistin unseres Chorfahrtprogramms. Auch Gitarrenunterricht wurde angeboten. Wenigstens ein Instrument sollte jeder Pauliner spielen können. Einen Schreibmaschinenkursus führte ein über 80-jähriger ehemaliger Dozent der Volkshochschule durch.

Aber nicht nur neue Unterrichtsfächer wurden eingeführt. Es gab auch Kritik am Unterricht mancher Dozenten. Die betreffenden Dozenten waren angesprochen worden; die Studenten wurden immer wieder getröstet. Das gab viel Unzufriedenheit, mit Recht. Hier war Abhilfe dringend notwendig. Manch ein nebenamtlicher Dozent war einfach überlastet, manch einer auch überaltert. Es war eine der heikelsten Aufgaben, die ich zu übernehmen hatte, diese Dozenten zu verabschieden. Denn von sich aus ging keiner, sie alle hingen am Paulinum. Es gab nur eine Ausnahme: Pastorin Dr. Ingeborg Becker, die eine zeitlang die Seelsorge am Paulinum gelehrt hatte, trat von selber zurück, - zu einer Zeit, als noch niemand merkte, dass ihre Kräfte nachließen. Mit den anderen aber musste ich re-

den. Dass der Abschied im Guten vonstatten ging ohne Verstimmung, spricht nur für die Betroffenen.

Nicht nur nebenamtliche Dozenten mussten gehen. In einem Fall ging es auch um einen hauptamtlichen, von dem ich mir gerade die größte Hilfe erhofft hatte: Bruder Koziol. Er erkrankte und war der Leitung und dem Unterricht nicht mehr gewachsen. Er wurde vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Die Familie siedelte legal nach Hamburg über. Wir stehen noch heute im Briefwechsel.

Die Kirchengeschichte hatte vertretungsweise Dr. Joachim Rogge, Dozent am Sprachenkonvikt, übernommen. Seine Vorlesungen waren so lebendig, dass ich ihn gerne behalten hätte. Er blieb nur ein Semester, so sehr er auch an den Paulinern Freude gewonnen hatte. Die Katechetik übernahm Frau Kumpan, Kreiskatechetin von Dahme, wie es überhaupt mein Anliegen war, mehr Dozentinnen für das Paulinum zu gewinnen.

Noch während der Erkrankung von Bruder Koziol aber liefen Verhandlungen mit der Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg um die Errichtung einer dritten Dozentenstelle. Es war vor allem dem damaligen Ausbildungsdezernenten Friedrich Schröter zu danken, dass diese bewilligt wurde. Für die neu geschaffene Dozentenstelle gewannen wir Dr. Traugott Vogel, der Assistent bei Prof. Heinrich Vogel gewesen war. Er übernahm Anfang 1972 außer der Dogmatik auch die Ethik und die Einführung in die Theologie sowie die Philosophie. "Ad multos annos" - für viele Jahre, so versprach er, und er hielt Wort. Er blieb dem Paulinum treu, trotz langjähriger Wohnungsprobleme. Mit seinem umfassenden Wissen und pädagogischen Geschick gewann er die Achtung der Pauliner.

Wer aber sollte anstelle von Dr. Koziol Dozent am Paulinum werden? Durch Bruder Vogel wurden wir auf Dr. Christian Bunnens aufmerksam, der Propst in Neubrandenburg war. Er wurde am 1. Februar 1975 als Dozent für Homiletik und Kirchengeschichte eingeführt, in beiden Disziplinen in gleicher Weise qualifiziert. Er war ein ausgezeichnete Kenner des Pietismus. So gewann er auch das Vertrauen der Gemeinschaftsverbände und der von ihnen entsandten Pauliner.

Aber auch ein Internatsleiter war jetzt notwendig geworden. Horst Glaß, ein Pauliner der ersten Generation, der Jugendbeauftragte des sächsischen Gemeinschaftsverbandes, übernahm dieses Amt. Da er keine Aufenthaltsgenehmigung für Berlin erhielt, wurde er im Pfarrhaus Schönerlinde wohnhaft und sollte dort zugleich die verwaiste Gemeinde versorgen. 1973 übernahm er das Pfarramt in Hangelsberg an der Spree. Außer der Internatsleitung hielt er die Andachtsbesprechungen mit den Paulinern. Bisher hatte ich diese Aufgabe wahrgenommen, gab sie jedoch mit Beginn meines Direktorats ab. Die Andachten der Pauliner wurden auf Band aufgenommen und in einem Nachgespräch ausgewertet. Oft ergaben sich dabei auch sehr persönliche Gespräche. Durch die Teilnahme an einem Seelsorge-Qualifizierungskursus wurde Bruder Glaß dafür besonders zugerüstet. Auch das Fach "Geschichte der Gemeinschaftsbewegung" übernahm er, das für alle Pauliner verbindlich war, aber bei Kandidaten der Landeskirchen auf wenig Interesse stieß.

Zur Entlastung von Bruder Glaß gewannen wir für die Internatsleitung Johannes Kutschbach, einen langjährigen Mitarbeiter des Jungmännerwerkes, einen außerordentlich befähigten, energischen und einfallreichen Mann. Auch ihm wurde eine Aufenthaltsgenehmigung für Berlin verweigert. So wurde er vom Konsistorium in das Pfarrhaus von Diedersdorf mit der Auflage eingewiesen, die dortige Dorfgemeinde zu versorgen. Mit dem Wagen war das Paulinum in einer Stunde zu erreichen, mit Bahn und Bus hätte er 2 1/2 Stunden gebraucht. Bruder Kutschbach übernahm zugleich das Fach "Jugendkunde", eine Zurüstung zur kirchlichen Jugendarbeit, und hat den Paulinern viele hilfreiche Anregungen dazu vermittelt. Besonders ansprechend waren seine Bildmeditationen, die er in den Morgenandachten des Paulinums hielt. Als Internatsleiter aber hat er Zug um Zug das gesamte Internat in der Georgenkirchstraße mit Hilfe der Pauliner renoviert, das sich in einem trostlosen Zustand befand. Immer wieder wurden neue Wasserschäden durch das schadhafte Dach des Missionshauses verursacht. Bei einer Besichtigung des Internats durch den neuen Direktor der Berliner Mission Heinz Blauert meinte dieser:

"Traurig, traurig, traurig!" Das sollte nun anders werden. Hinzu kam die Einrichtung einer Wohnung für unsere Studentinnen in der Schönhauser Allee, dann im gegenüberliegenden Pfarrhaus der Bartholomäusgemeinde im Dachgeschoss, das für uns umgebaut wurde. Bei der ständig wachsenden Zahl der Studierenden reichte jedoch das Internat im Missionshaus bald nicht mehr aus. Ein Zweitinternat im Gemeindehaus der Pfingstgemeinde am Petersburger Platz wurde installiert und zugleich eine Dienstwohnung geschaffen, die der vierte hauptamtliche Dozent, der Alttestamentler Dr. Mathias Köckert, bezog. Auch diese vierte Dozentenstelle war uns dank der großzügigen Hilfe unserer Kirchenleitung bewilligt worden.

Bruder Köckerts Vorlesungen waren von hohem Niveau, für manch einen Pauliner eine Herausforderung. Das Unterrichtsgespräch lag ihm weniger, und für Pietisten zeigte er kaum Verständnis. Sehr ansprechend waren seine Andachten über Worte aus den Proverbien, der Spruchweisheit des Alten Testaments, oder über Geschichten aus dem Buch Daniel. Mit Traugott Vogel, Christian Bunnens, Mathias Köckert und Johannes Kutschbach hatte das Paulinum als Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg eine Bedeutung gewonnen wie nie zuvor,- eine echte Alternative zum Sprachenkonvikt. Aber auch qualifizierte nebenamtliche Dozenten wären zu nennen, so Superintendent Erich Schuppan (Römerbrief), Dr. Günter Baumbach (Theologie des Neuen Testaments) und Frau Dr. Ilse von Loewenclau, die neben dem Archivar Max-Ottokar Kunzendorf den Griechischunterricht mit Erfolg erteilte.

Fünf Jahre lang blieb Bruder Kutschbach am Paulinum. Bis an den Rand seiner Kräfte hatte er sich eingesetzt. In Diedersdorf hatte er zugleich die Wiederherstellung der Kirche in Angriff genommen, die wegen Einsturzgefahr baupolizeilich gesperrt worden war. Zwei Jahre lang mussten alle Gottesdienste im Pfarrhaus stattfinden, dessen Gemeinderaum nicht ausreichte, so dass Amts- und Wohnzimmer und Treppenhaus an größeren Festtagen die Gottesdienstbesucher kaum fassen konnten, für seine Frau eine erhebliche Mehrbelastung. Frau Kutschbach war Krankenschwester. Sie wurde die Gemeindegewes-

ter der politischen Gemeinde Diedersdorf und kam in manches Haus, das keinen Pfarrer bisher gesehen hatte. Und umgekehrt, Patienten aus dem Dorf kamen ins Pfarrhaus, das sie bisher nie betreten hatten. Pauliner aber kamen nach Diedersdorf und erlebten eine Dorfgemeinde im Aufbruch, die nicht alltäglich war.

Auf die Dauer aber war auch für Bruder Kutschbach die Doppelbelastung von Internatsleitung und Pfarramt nicht zu verkraften. Es stellten sich gesundheitliche Schäden ein, die ihn veranlassten, schweren Herzens seine Mitarbeit am Paulinum aufzugeben, um ganz für die Gemeinde da zu sein, zumal Vertretungen in den vakant gewordenen Nachbargemeinden notwendig wurden; für das Paulinum ein herber Verlust.

An seiner Stelle übernahm Gerhard Bilz die Internatsleitung sowie das Fach Jugendkunde. Bruder Bilz war bisher Jugendwart in Dresden gewesen. Für ihn hat die Kirchenleitung zum ersten Mal eine ganze Stelle und einen Dienstwagen für das Paulinum bewilligt. Er war ein stets hilfsbereiter und verantwortungsbewusster Mitarbeiter, der es manchmal nicht leicht hatte, sich gegenüber den Studenten durchzusetzen. Mit großer Treue hat auch er dieses Amt acht Jahre lang versehen.

Eine unschätzbare Hilfe war mir die jeweilige Sekretärin des Paulinums: Monika Butschkau in ihrer fröhlichen, immer hilfsbereiten Art, die aus der Gemeinde von Pfarrer Schrem hervorgegangen war. Das Paulinum wurde ihr Schicksal. Sie heiratete einen Pauliner. In Reinhard Meister fand sie ihren Meister. Vom Thüringer Gemeinschaftsverband kam Helga Leyh zu uns, die manchem Pauliner mit Rat und Tat zur Seite stand. Auch sie heiratete einen Pauliner, Christian Morgenstern. Dann tat Frau Jutta Kreusel diesen Dienst. Zusätzlich hat das Konsistorium noch eine Bibliothekarin bewilligt. Frau Uta Forstbauer ist mehr als das, sie wurde bald die "Mutter der Pauliner". Ihr Mann übernahm den Gitarrenunterricht. Zwei neue Dozentenstellen binnen weniger Jahre, ein Internatsleiter und eine Bibliothekarin; die Kirchenleitung war sehr großzügig. Ich kann mich nicht entsinnen, je eine Fehlbitte getan zu haben. Das Paulinum fand immer Verständnis und die notwendige Hilfe.

Chancen und Risiken

Ein besonderes Problem waren Bewerber, die aus der "charismatischen Bewegung" zu uns kamen. Dem Gnadauer Verband waren sie suspekt, sie könnten der Pfingstbewegung nahe stehen. Und das standen sie auch zum Teil. Wir nahmen sie trotzdem auf. Das Paulinum übte von jeher eine ernüchternde Wirkung auf Enthusiasten aus. Ihr missionarischer Impetus war erstaunlich. Selbst den Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz und das Pressefest des "Neuen Deutschlands" im Friedrichshain nahmen sie als missionarische Gelegenheit mit Wort und Lied und Gitarrenbegleitung wahr, ohne dass es zu Komplikationen kam. Sie machten im Keller der Lazarusgemeinde nahe der Karl-Marx-Allee eine "Teestube" auf und luden junge Menschen von der Straße mit Erfolg ein. Zum Teil waren es Söhne und Töchter von Parteifunktionären. Die Väter beschwerten sich über eine solche kirchliche Beeinflussung. Aber nicht nur sie, auch der Gemeindegemeinderat hatte Bedenken, was für Typen ihm da ins Haus kämen. Es war ein Wagnis, diese aufmüpfige Jugend für das Evangelium gewinnen zu wollen. Es war der Anfang einer "offenen Jugendarbeit", die die Kirchenleitung später noch vor ganz andere Probleme stellen sollte.

Ich wurde ins Rote Rathaus bestellt. Das Paulinum solle sich nicht mit solchen Langhaarigen abgeben! Ich solle meinen Einfluss vielmehr auf meine eigenen Kinder ausüben. In der Tat lief unser Schwiegersohn in Erfurt auch langhaarig umher. Vor mir, an der gegenüberliegenden Wand des Dienstzimmers, hingen die Bilder von Marx und Engels. Da erregten lange Haare und Bärte offenbar keinen Anstoß.

Magdalena, unsere Älteste, und ihr Eberhard, der Metallkunsthändler in den Kirchlichen Werkstätten war, lebten in der Tat alternativ. Ihre Wohnung war zur "Teestube" geworden. Das war ein Kommen und Gehen, auch hier oft von Halbwüchsigen, deren Eltern Parteigenossen waren. Sie sahen keinen Sinn mehr in ihrem Leben und "gammelten". Sie waren fassungslos, dass Eberhard gerade seine Meisterprüfung abschloss und darüber hinaus noch ein kirchliches Fernstudium

in Magdeburg absolvierte, das ihn berechtigte, Gottesdienste zu halten. Monatelang wurden Eberhard und Magdalena von einem Streifenwagen der Volkspolizei begleitet, wenn sie sich auf der Straße sehen ließen. Es hat einige Zeit gebraucht, bis die Behörden begriffen, dass Eberhards Einfluss auf diese Jugendlichen nicht der schlechteste war. Solch ein offenes Haus kostete viel Zeit und Nerven.

Bewegend war für mich immer wieder das Vertrauen der Pauliner. Bereits kurz nach Beginn meines Direktorats redete mich ein Student als "Bruder Tietsch" an. Das war bei meinem Vorgänger nicht üblich gewesen. Erst auf der Abschlussfeier nach bestandenem 2. Examen wurde der Direktor "begraben" und die brüderliche Anrede gestattet. Ich weiß nicht, was für ein Gesicht ich gemacht habe, als ich erstmalig so angeredet wurde. Es kam sehr überraschend. Aber gefreut habe ich mich doch. Bald hatte sich der "Bruder Tietsch" eingebürgert, ohne dass diese Anrede plump-vertraulich wurde. Wenn ich die Pauliner als Brüder ansprach, hatten sie dann nicht das gleiche Recht? Bischof Dibelius hatte einmal gesagt: "Einen Schüler sollte man wie einen zukünftigen Studenten behandeln und einen Studenten wie einen zukünftigen Pastor".

Die Pauliner kamen mit allem, was sie auf dem Herzen hatten. Da war einer, dessen Freundin ein Kind erwartete. Eltern und Schwiegereltern drängten, auch seine Kirchenleitung: Nun heiratet doch! Worauf wartet ihr noch? Er aber sei sich nicht sicher, ob seine Freundin wirklich die rechte Frau für ihn sei. Gerade das Zusammenleben habe gezeigt, dass sie allzu verschieden wären. Meine Antwort: "Lassen Sie sich Zeit. Heiraten Sie erst, wenn Sie gewiss sind, dass sie die Rechte ist. Auch ein Kind ist noch kein Grund, sich für alle Zeiten zu binden". Er war sehr erleichtert. Seine "Ehe ohne Trauschein" ging dann auseinander.

Zwei Studentinnen erwarteten ein Kind, ohne den Vater des Kindes heiraten zu wollen. War eine solche Theologiestudentin überhaupt tragbar? Welche Gemeinde würde sie nehmen? Wir ermöglichten beiden das Weiterstudium. Für eine "Mutter mit Kind" legten Pauliner eine Mikrofonleitung in einen anderen Raum. Der Unterricht wurde dorthin übertragen. Beide Mütter

haben trotz aller Schwierigkeiten ihr Studium mit Erfolg absolviert. Und die Kirchenleitung half, eine geeignete Pfarrstelle für sie zu finden.

Ein besonderes Wagnis war die Aufnahme einer blinden Studentin, die noch dazu unter Herzanfällen litt. Sie wollte in den Blindendienst gehen, und der kirchliche Blindendienst war bereit, sie zu übernehmen. Sie hatte sich bereits in dieser Arbeit bewährt. Durften wir sie ablehnen?! Wir nahmen sie an. Sie schrieb im Unterricht mit auf einer Blindenschreibmaschine. Das leise Geklapper der Maschine störte kaum. Pauliner lasen ihr die notwendige Fachliteratur vor oder sprachen sie auf Band. Das war auch für sie selber eine Hilfe. Ruth Zacharias wurde zur Seelsorgerin der Pauliner. Die Tatsache, dass sie blind war, erleichterte manchem, sich ihr mit seinen Problemen anzuvertrauen. In den Ferien waren immer wieder Pauliner bereit, ihr auf Bibelrüsten für Taubblinde zu helfen. Ein anderer Seelsorger der Pauliner war "unser Bürgermeister". Ich hatte von ihm schon berichtet. Pietisten erklärten: "Das ist unser Mann! Der hat doch eine klare Bekehrung erlebt". Vom Atheismus Angefochtene aber fanden zu ihm: "Der versteht uns! Der war doch selber einmal Atheist gewesen". Gerade ehemalige Parteigenossen, die zum Glauben gekommen waren, waren für das Unterrichtsgespräch eine Hilfe. Für sie war alles noch ganz neu, taufersch. Es war die Zeit der ersten Liebe. Auch waren historisch-kritische Fragen für sie kein Problem. Sie waren dankbar, dass sie als Christen kritisch sein durften. Und die Bibel brauchte kritische Fragen nicht zu scheuen. Sie bezeugte einen Gott, der selbst einen Hiob vor seinen frommen Freunden in Schutz nahm, als ihn diese verurteilten.

Eine besondere Bereicherung für das Unterrichtsgespräch waren nach wie vor die "älteren Semester". Die älteste Studentin des Paulinum war eine Tochter des Bildhauers Wilhelm Groß aus Eden bei Oranienburg. Achtzehn Jahre lang hatte sie bereits als Gemeindehelferin alle Dienste in der Gemeinde versehen. Nun wollte sie "auftanken". Mit 50 Jahren kam sie ans Paulinum und hat viel zum Gelingen des Unterrichts beigetragen.

Die siebziger Jahre waren für mich die schönsten Jahre meines Lebens. Da war die Predigtätigkeit an Marien. Zwei- bis dreimal im Jahr standen Bruder Bunnens und ich auf dem Predigtplan. Die Liturgie hielt meine Frau. Zu den Lesungen und Gebeten zog ich Pauliner heran, die mir schon bei der Predigtvorbereitung halfen, bei der "Sachfindung" bis hin zur "Wortfindung" beim Schlussgebet, das die Anliegen der Predigt in Fürbitte und Dank aufnahm. Aber auch die Nachbesprechungen waren hilfreich. Meine Studenten sagten mir freimütig, was ich noch anders hätte sagen können. Jahrelang war ich bei Andachtsbesprechungen ihr Kritiker gewesen, jetzt war es umgekehrt.

Seit 1963 gehörte ich dem Vorstand der Berliner Stadtmission an, seit 1967 hatte ich den Vorsitz. Max König, der damalige Leiter der Stadtmission, hatte mich für die Mitarbeit gewonnen. Er hatte einst unseren Jugendkreis in Wilmersdorf zum Besuch alter und kranker Gemeindeglieder in den Hinterhöfen der Frankfurter Allee um Mithilfe gebeten, einem Elendsviertel der damaligen Großstadt. Seitdem waren wir Freunde geworden. Während meines Studiums hatte der Stadtmissionsinspektor und Altfreund der Christlichen Studentenvereinigung Erich Schnepel mich mit einigen Kommilitonen in seine Wohnung eingeladen. An seinen Bibelrüsten in Gussow, einem Landheim der Berliner Stadtmission, nahm ich mit großer Freude teil. Von Paul-Gerhard Möller, einem anderen Missionsinspektor der Stadtmission, dem Paten unserer Magdalena, hatte ich schon berichtet. So verband mich vieles mit der Stadtmission. Fast alle derzeitigen Stadtmissionare waren aus dem Paulinum hervorgegangen. Da das Paulinum selber eine Gründung der Berliner Stadtmission war, lag es auch in seinem Interesse, dass ich den Vorsitz übernahm.

Anfang der siebziger Jahre hatte mich das Gnadauer Gemeinschaftswerk in seine Mitgliederversammlung berufen, einem Gremium von etwa 30 hauptamtlichen Mitarbeitern, das alle wichtigen Entscheidungen traf und vor dem sich der Vorstand zu verantworten hatte. Auch hier war um des Paulinums willen meine Mitarbeit erwünscht. Eine ganze Reihe von Alt-Paulinern traf ich hier wieder: etwa Hans Joachim Martens,

den späteren Leiter des Werkes, Johannes Dreßler, den Generalsekretär, Werner Beyer, den ich schon als Schüler am Paulinum schätzen gelernt hatte und der jetzt den Vorsitz des Thüringer Verbandes inne hatte. Es war von Anfang an ein brüderliches Miteinander. Wiederholt wurden Bruder Bunnens und ich um Gottesdienste und Vorträge anlässlich größerer Veranstaltungen und Jubiläen gebeten. Um die Pauliner des Gnadauer Verbandes kümmerte ich mich besonders während ihres Studiums, wusste ich doch, wie viele Vorurteile hier noch abzubauen waren. Aber nicht nur die Gemeinschaftsbrüder, alle Studenten des Paulinums besuchte ich auf ihren Stuben im Internat und nach Möglichkeit auch die Externen.

Höhepunkt des Jahres blieb die Chorfahrt mit Bruder Rothenberg. Das Oratorium "Go down, Moses" zum Gedenken an Martin Luther King und seine Bürgerrechtsbewegung gegen Diskriminierung jeder Art auf dem Wege der Gewaltlosigkeit behielt seine Aktualität. Als ich infolge einer starken Arthrose in den Knien nicht mehr der Sprecher des Martin Luther King sein konnte, übernahm Bruder Bunnens diesen Part.

Der andere Höhepunkt des Jahres blieb der Brudertag. Zu dem Thema: "Wie verkündigen wir das Alte Testament?" hatten wir Stephan Heym eingeladen. Durch Vermittlung des Superintendenten wurde uns kurzfristig die Bartholomäus-Kirche zur Verfügung gestellt. Um 19 Uhr traf Stephan Heym dort ein. Das West-Fernsehen war bereits zur Stelle. Eine halbe Stunde war ich mit Stephan Heym allein in der Sakristei. Er war sehr deprimiert. Es war gerade die Zeit, in der er und andere regimekritische Schriftsteller nur noch in Kirchen auftreten konnten. Ich befand mich in einer eigenartigen Situation. Als Christ sollte ich einen überzeugten Marxisten ermutigen, an seiner Sache nicht zu verzweifeln. Ich erinnerte daran, dass die Partei schon so manchen Kurswechsel vollzogen hätte. Ich dachte an die Entstalinisierung und an den 6. März 1978, das erste Gespräch zwischen Albrecht Schönherr und Erich Honecker, eine Wende des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Auch die gegenwärtige Kampagne gegen missliebige Autoren werde vorübergehen. Im Übrigen - so viele Fehler, wie die Kirche in zwei Jahrtausenden gemacht hatte, konnte die Partei

gar nicht machen! Meine Worte waren umsonst. Stephan Heym war und blieb aufs Tiefste enttäuscht von dem, was aus dem Sozialismus geworden war. Erst, als er die überfüllte Kirche betrat und die vielen jungen Menschen und ihre Erwartung sah, war er wieder der Alte. Er las den Anfang und den Schluss seines "König-David-Berichtes", wie Ethan, der Geschichtsschreiber, durch den König Salomo aufgefordert wurde, seinen Bericht zu schreiben und wie er dann nach Fertigstellung seines Werkes verurteilt wurde. Ausgewiesen wurde er und sein Bericht "lebendig begraben". In atemloser Stille waren die Hörer Stephan Heym gefolgt, dann war Gelegenheit zu Rückfragen gegeben. Warum er, ein Atheist, ausgerechnet ein biblisches Thema für sein Buch gewählt habe? Antwort: "Nicht nur Christen lesen die Bibel". Und warum er denn gerade auf den König David gekommen sei? Ihn habe fasziniert, wie unterschiedlich die biblischen Berichte über den König David seien, keineswegs nur auf Goldgrund gemalt. Und ob er sich selber in dem Geschichtsschreiber Ethan wiedererkenne? "Aber mein Freund, haben Sie nicht hingehört? Ethan, ein Mann in den besten Jahren. Und dann schauen Sie mich einmal an mit meinem grauen Haar!"

Ob er, Stephan Heym, an Gott glaube? Seine Antwort: "Ich habe Ihnen vorhin mein Glaubensbekenntnis genannt, dass sich auf Dauer die Vernunft doch durchsetzen werde, um mit Bert Brecht zu sprechen. Wenn Sie das einen Gottesglauben nennen, so ist das Ihre Sache".

Hinterher begleitete ich ihn noch zu seinem Wagen. "Habe ich wieder zu viel gesagt?" fragte er. Ich antwortete: "Diese Frage kenne ich. Wie oft habe ich mich nach einem Gottesdienst auch so gefragt. Aber was Sie gesagt haben, das haben Sie gesagt. Das wurde gehört. Keiner dieser jungen Menschen wird das vergessen". Mir aber war an diesem Abend deutlich geworden, welch eine Narrenfreiheit wir Pfarrer hatten. Kein anderer Beruf in der DDR hat so viel Freiheit. Ein Schriftsteller schreibt ein Buch und weiß nicht, ob es je erscheinen wird. Und wenn es nach Jahren erscheint, ob es dann noch aktuell sein wird. Wir aber konnten Sonntag für Sonntag das sagen, was gerade dran ist. Kein Schriftstellerverband fiel uns in den

Rücken. Im Gegenteil, unsere Kirchenleitung tritt für uns ein. Wie viel Freiheit besaßen wir doch, und wie wenig nahmen wir sie wahr!

Es wären noch manche Höhepunkte jener Jahre zu nennen: ein Abend mit Bettina Wegener, die jiddische Lieder sang. Ihre Angehörigen waren im Warschauer Ghetto und in Auschwitz umgekommen. Oder ein Vortrag von Helmut Gollwitzer über den Kirchenkampf der dreißiger Jahre und dessen Bedeutung für die Gegenwart. Auch ein Rückblick von Generalsuperintendent Günter Jacob auf die Kirche in der DDR seit 1945. Oder ein Referat von Klaus-Peter Hertzsch über Heinrich Böll und eine Gastvorlesung von Heinrich Vogel über Probleme der Christologie.

Die Studienreform

Im Grunde war die ganze Geschichte des Paulinums die Geschichte immer wieder notwendiger Reformen. Auch für das Paulinum gilt *ecclesia semper reformanda* - die Kirche ist immer erneuerungsbedürftig. In einem Gespräch von Bischof Schönherr mit Traugott Vogel und mir fragte dieser, warum denn zwei theologische Ausbildungsstätten derselben Landeskirche und in ein und derselben Stadt existieren müssten. Es war die alte Frage, die ich selbst seinerzeit gestellt hatte, als ich das Paulinum noch nicht kannte. Was denn das *proprium* des Paulinums sei? Und ob nicht wenigstens schon aus finanziellen Gründen Dozenten des Sprachenkonvikts den Unterricht am Paulinum übernehmen könnten? Wir wiesen darauf hin, dass das Paulinum eine völlig andere Ausbildungskonzeption habe. Nur die wenigsten Dozenten des Sprachenkonvikts wären dafür geeignet. Als eine Besonderheit nannten wir das Anliegen Dietrich Bonhoeffers eines "Gemeinsamen Lebens". Da meinte Bischof Schönherr spontan: Dann könne es nicht darum gehen, die Ausbildung des Paulinums dem Sprachenkonvikt anzugleichen, sondern umgekehrt! Dieses müsste doch das Anliegen aller Ausbildungsstätten sein. Ein anderes Mal äußerte er: Dass es in der DDR nicht zu einer Konfrontation in der Auseinandersetzung mit den Evangelikalen wie in der Bundesrepublik gekommen ist, sei auch dem Paulinum zu danken. Das Paulinum als gemeinsame Ausbildungsstätte für Pfarrer der Landeskirchen und Prediger der landeskirchlichen Gemeinschaften sei unverzichtbar.

Trotzdem sollte es zu einer gewissen Angleichung der Ausbildung des Paulinums an die akademische Ausbildung kommen. Nicht das Paulinum hatte dergleichen beantragt. Der Anstoß kam zum Teil von den Alt-Paulinern, die schon seit langem beanstandet hatten, dass sie im Pfarramt zwar dieselben Pflichten, aber nicht dieselben Rechte hätten. Sie konnten sich nur für eine Gemeinde bewerben, wenn für sie eine besondere Predigerstelle eingerichtet wurde. Und sie erhielten nur 90% des Pfarrergehaltes. In der Thüringer Landeskirche blieben sie ein Leben lang "Pfarrvikare" und würden als solche bezahlt, es

sei denn, sie würden noch zusätzlich einen dreijährigen Fernunterricht neben dem laufenden Pfarramt auf sich nehmen. Diese und ähnliche Nachteile sahen Alt-Pauliner als ein Unrecht an. Die Ausbildung am Paulinum hatte sich doch in der Praxis bewährt. Auch im Pfarrkonvent standen die Pauliner den akademisch ausgebildeten Pfarrern in keiner Weise nach. So kam es vor allem dank der Evangelischen Kirche der Union, dann aber auch auf der Ebene des Bundes der Evangelischen Kirchen, zu einer Angleichung in rechtlicher und finanzieller Hinsicht, freilich mit der Auflage für uns, eine Studienreform durchzuführen.

Die Ausbildung am Paulinum wurde 1979 von drei auf vier Jahre verlängert. Dies entsprach auch dem Wunsch der meisten Studenten des Paulinums, die noch gründlicher ausgebildet werden wollten. "Dünnbrettbohrer", die nur möglichst schnell fertig werden, wollten die Pauliner nicht sein. Für Spätberufene über 40 Jahre oder Diakone, die "aufstocken" wollten, war dann allerdings das Paulinum nicht mehr geeignet. Ihr Ausschluss war für das Unterrichtsgespräch ein Verlust.

Aber die Ausbildung sollte nicht nur verlängert, sie sollte auch verbessert werden. Voraussetzung dafür war, dass noch eine fünfte Dozentenstelle bewilligt wurde. Auch davon ließ sich die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg überzeugen, und das zu einer Zeit, in der über 100 Gemeinden verwaist waren und die finanziellen Mittel immer geringer wurden. Für diese fünfte Stelle konnten wir Johannes Heidler als Neutestamentler gewinnen, einen Pfarrer mit Großstadterfahrung und ausgezeichneten theologischen Kenntnissen. Landeskirchliche Gemeinschaften waren ihm allerdings nicht vertraut. Pietistisch geprägte Pauliner waren für ihn eine Herausforderung.

Eine Umstellung gab es auch noch in anderer Hinsicht: das zweite Examen sollte in Zukunft nicht mehr am Paulinum stattfinden, sondern bei der Landeskirche, für die der Kandidat ausgebildet wurde. Das war auch sonst für Theologiestudenten der Theologischen Sektionen und der Kirchlichen Hochschulen der Fall. Es war selbstverständlich, dass eine Landeskirche ihre zukünftigen Pfarrer selber prüfen wollte. Für die Pauliner war dies freilich ein Nachteil, von einer unbekanntem

Prüfungskommission geprüft zu werden. Am Paulinum kannten die Prüfenden und die Prüflinge einander, die Examensängste waren entsprechend geringer.

Auch die Zahl der Prüfungsfächer wurde erhöht. Bisher musste jeder Examenskandidat mindestens in einem exegetischen, einem systematischen und einem homiletischen Fach geprüft werden.

Im Zweifelsfall überwog die Vorzensur, das Ergebnis dreier Jahre seminaristischer Ausbildung. Jetzt aber wurden Vorzensur, Klausur und mündliche Prüfung als gleichwertig angesehen, ein weiterer Nachteil für den, der kein "Examensmensch" war. Es waren also nicht immer nur Vorteile, die die Studienreform mit sich brachte.

Gut hat sich indessen die Teilnahme der Pauliner an den Predigerseminaren der Landeskirchen bewährt. Abgesehen von den Sprachkenntnissen im Hebräischen und in Latein standen sie den akademisch Ausgebildeten nicht nach und brachten geistliche Impulse sowie praktische Erfahrungen mit ein. Bisher hatten sie lediglich einen Kurzlehrgang absolviert, der eigens für Pauliner in Templin durchgeführt wurde. Pfarrer Horst Kasner und Pfarrer Peter Freybe haben hier jahrelang eine sehr hilfreiche Arbeit geleistet.

Mitgewirkt an der Studienreform hatten vor allem Traugott Vogel und Christian Bunnens. Besonderes Verdienst kam auch Oberkonsistorialrat Dr. Konrad von Rabenau zu, der zugleich Ausbildungsdezernent der Evangelischen Kirche der Union und des Bundes der Evangelischen Kirchen war. Wie gesagt, von den Studenten des Paulinums wurde die Reform zumeist begrüßt. Bedenken hatten jedoch der Gnadauer Verband, das Jungmännerwerk und die Stadtmission, es könnte eine "Akademisierung" des Paulinums eintreten. Der Nachwuchs der Gnadauer wurde deutlich geringer, ja er blieb zeitweilig völlig aus. Einmal fehlte es überhaupt an Nachwuchs im Gnadauer Gemeinschaftswerk, zum anderen lief vieles über die Bibelschule in Falkenberg, die auch zu einer mehrjährigen Ausbildung übergegangen war. Gelegentlich waren Gemeinschaftsprediger, die am Paulinum ausgebildet worden waren, zum Verdruss der Gnadauer in den kirchlichen Dienst übergewech-

selt, denn der Personalmangel war groß. Man gab dem Paulinum die Schuld, dessen Ausbildung zu einseitig auf das Pfarramt orientiert wäre. Dass es auch an den Bedenken mancher Gemeinschaften lag, die den Paulinern mit Misstrauen begegneten, wurde kaum bedacht. Meine Mitarbeit in der Mitgliederversammlung des Gnadauer Gemeinschaftswerkes hat daran nichts ändern können. Ich konnte nur immer wieder auf die Notwendigkeit des Zusammenwirkens hinweisen. Es wäre verhängnisvoll, wenn das Paulinum seine Mittlerfunktion zwischen Kirche und Gemeinschaft einbüßen würde.

Eine gewisse Rolle spielte dabei auch die Verstärkung des Blockunterrichts am Paulinum, zu dem jeweils zwei Jahrgänge stundenweise zusammengefasst wurden. In bestimmten Fächern wie Kirchengeschichte oder Dogmatik bot sich dies gerade an. Hier waren größere Informationseinheiten notwendig, und die Dozenten gewannen mehr Zeit zur eigenen Forschung. Auch waren nach einer Vorlesung Rückfragen möglich. Außerdem wurden zusätzlich Seminare am Nachmittag eingerichtet, damit das Gespräch nicht zu kurz käme. Dieser Blockunterricht war eigentlich nichts Neues. Schon Bruder Pietz hatte jeweils für Dogmatik und Kirchengeschichte zwei Klassen zusammengefasst. In den exegetischen Fächern war der Vorlesungsstil von Nachteil: das eigene Entdecken am Text und der Austausch in der Gruppe kam hier zu kurz. Ich hatte dem Blockunterricht zur Erprobung zugestimmt. Von den Studenten wurde er weithin abgelehnt. Schon die Enge der Unterrichtsräume und die Luftverhältnisse erwiesen sich als äußerst ungünstig. Die Nachmittage waren nun zum Teil durch Seminare besetzt, die um der Externen willen nach dem Mittagessen begannen, der ungünstigsten Zeit des Tages. Denn nach dem Nachmittagsunterricht war kaum noch ein Student zu eigener erfolgreicher Arbeit fähig. Dafür aber war der Sonnabend unterrichtsfrei geworden. Auf diesen freien Sonnabend aber wollte niemand verzichten. So blieb es beim Blockunterricht.

Noch eine andere Tendenz sollte sich als nachteilig erweisen. Jeder Dozent hatte den begreiflichen Wunsch, ein hohes Unterrichtsniveau zu erzielen und von seinen Hörern möglichst

viel zu verlangen. Dieser Leistungsdruck verursachte Studienmüdigkeit, trotz aller Bemühungen des Kollegiums, Überforderungen zu vermeiden. Auch hier bestätigte sich die Devise, dass weniger mehr ist.

Kritisch standen manche Alt-Pauliner der Studienreform gegenüber. Sie kritisierten, dass wir nicht mehr von Schülern, sondern von Studenten sprachen sowie von Studienjahren und dem Dozentenkollegium. Dieses alles waren für sie Zeichen einer "Akademisierung". Ich entgegnete, dass studere auf lateinisch fleißig sein, sich bemühen, hieße. Ich wäre froh, wenn alle Pauliner sich in diesem Sinne als Studenten verstünden. Und colligere heißt: zusammenlesen, sammeln. Ich könne nur dankbar sein, dass unsere Dozenten sich derart kollegial ergänzten. Man dürfe das Paulinum nicht mit Maßstäben von früher messen. Eine neue Situation fordere auch neue Unterrichtsweisen. „Die Hauptsache sei, dass die Hauptsache die Hauptsache bleibt“, die geistliche Mitte, das Evangelium. So waren die letzten Jahre meines Direktorats durch mancherlei Versuche und Bemühungen gekennzeichnet.

Abschied vom Paulinum

Meine langfristig angekündigte Absicht, mit 65 Jahren das Direktorat abzugeben, brachte neue Probleme. Wer sollte mein Nachfolger werden? Und musste es unbedingt ein Direktorat sein? Zu einem solchen Amt war keiner der hauptamtlichen Dozenten bereit. Es war ihnen nicht entgangen, welche Dauerbelastung dieses Amt mit sich bringt. Sie hätten ihre Lehr- und Forschungsarbeit einschränken müssen. Wäre ein Rektorat mit einem zweijährigen Wechsel, wie es an den Kirchlichen Hochschulen üblich war, nicht sinnvoller? Wäre dann aber die Kontinuität der Arbeit noch gewährleistet, der Kontakt zu den verschiedenen Landeskirchen und Werken und zu den Alt-Paulinern, die mit dem Direktor im Briefwechsel standen und oft überraschend zu Besuch kamen? Die Bezugsperson war nun einmal der Direktor. Wenn dieser andauernd wechselte, wen sollten sie dann ansprechen? Und wäre die Einführung eines Rektorats nicht ein weiterer Schritt zu einer "Akademisierung"?

Der geeignetste Dozent für ein Direktorat war Christian Bunnens. Er besaß wie kein anderer das Vertrauen seiner Kollegen und der Studenten. Er aber lehnte ab. Als neuer Kandidat wurde vom Dozentenkollegium überraschend Hilmar Schmid vorgeschlagen, Leiter des Jungmännerwerkes und Dozent für Gesprächsführung am Paulinum. Die Zustimmung der Studenten war ihm sicher. Als Kuratoriumsvorsitzender war er mir in meinem Direktorat ein stets hilfsbereiter und besonnener Ratgeber gewesen. Ich wurde gebeten, ihn anzufragen. Er war bereit. Das Kuratorium entschied sich gegen ihn und wählte dann doch Bruder Bunnens für die nächsten zwei Jahre zum Direktor. Die Mithilfe aller Kollegen wurde ihm zugesichert. Die Gespräche mit den Studienbewerbern, die viel Zeit in Anspruch nahmen und deren Zahl bei 60-70 Interessenten jährlich sehr hoch war, übernahm Bruder Heidler. Bruder Bunnens erlitt nach einem halben Jahr bereits einen Herzinfarkt und fiel für ein halbes Jahr aus. Traugott Vogel hat ihn in dieser Zeit mit Umsicht und Geschick vertreten. Ich musste Bruder Bunnens im Stillen Abbitte tun, dass ich ihn derart zur Übernahme

eines Direktorats gedrängt hatte. Auch hatte ich nicht geahnt, dass noch ein ganz anderes Amt zusätzlich auf ihn zukommen würde, das des Rundfunkbeauftragten des Bundes der Evangelischen Kirchen, - ein Dienst, der ihm auf den Leib geschrieben war und seine Lehrtätigkeit als Fachdozent für Homiletik aufs Beste ergänzte. Er zog gelegentlich Pauliner zur Vorbereitung heran, auch den Paulinumschor, den jetzt Kantor Winkler aus Pankow mit großem Geschick leitete.

Rektorat oder Direktorat, die Frage stellte sich nach Ablauf der zwei Jahre aufs Neue. Nach allen vergeblichen Versuchen fand sich der derzeitige Kuratoriumsvorsitzende Johannes Althausen bereit, das Amt auf Dauer zu übernehmen. Es war ein beachtlicher Entschluss: der Ausbildungsdezernent einer großen Landeskirche legt dieses so verantwortliche Amt nieder, um Direktor einer Predigerschule zu werden. Für ihn sprachen seine guten Beziehungen zu allen Landeskirchen. Er war jahrelang Missionsinspektor der Berliner Mission gewesen und hatte die halbe Welt bereist. Auch zum Gnadauer Gemeinschaftswerk hatte er gute Kontakte. Und er wohnte im Haus. Als Kuratoriumsvorsitzender hatte er das Paulinum kennen- und lieben gelernt. Lehrerfahrung brachte er freilich nicht mit. Doch sollte er in erster Linie für das Direktorat zur Verfügung stehen und nur zu einem geringeren Teil am Unterricht beteiligt sein auf dem Gebiet, auf dem er Fachmann war: der Religionskunde und der Ökumenik. So war eine Lösung geschaffen, die die Zustimmung aller Beteiligten fand.

Meinen 65. Geburtstag hatte das Paulinum festlich begangen. Ich aber blieb, wie ich einst angefangen hatte, als nebenamtlicher Dozent mit 6-8 Wochenstunden. Ich behielt die Bibelkunde des Alten und Neuen Testaments und ein Jahr lang auch die Theologie des Alten Testaments, nachdem Bruder Köckert ans Sprachenkonvikt gegangen war, bis Pfarrer Dr. Volkmar Hirth als neuer Alttestamentler begann. Für die nächsten zwei Jahre, so meinte ich, wolle ich noch unterrichten. "Zwei Jahre nur? Mindestens fünf!" meinte Bruder Köckert. Er sollte Recht behalten. Erst mit meinem 70. Geburtstag schloss ich meine Lehrtätigkeit ab. Drei Operationen in der Charité standen mir bevor. Darum war ein Verbleiben am Paulinum nicht länger zu

verantworten. Es war ein schwerer Entschluss, nach 25 Jahren von dieser meiner größten und schönsten Aufgabe Abschied zu nehmen. Die letzten fünf Jahre ohne Direktorat, ganz freigestellt für meine eigentliche Aufgabe, die Zurüstung junger Menschen zu dem von mir so geliebten Predigtamt, bildeten einen krönenden Abschluss.

Mein 70. Geburtstag war dann noch einmal ein großer Festtag. Bruder Althausen hielt die Andacht, Bruder Vogel die Laudatio und die Pauliner sangen mir zum Abschied. Es folgten viele bewegende Worte des Dankes, unter anderem auch von unserem Bischof Bruder Forck.

Am 6. März 1986 hatte ich noch im Rahmen des Brudertages die Festpredigt anlässlich des 40-jährigen Bestehens des Paulinums zu halten. Ich wählte den Wochenspruch, der zugleich der Tageslese entnommen war: *"Wer seine Hand an den Pflug legt und zurücksieht, der ist nicht geeignet für das Reich Gottes!"* Ein provozierendes Wort anlässlich eines Jubiläums, das notwendigerweise auch eine Rückschau sein musste. Aber der Akzent lag nicht auf der Vergangenheit. Er lag eindeutig auf der Zukunft. Das Reich Gottes ist die kommende Gottesherrschaft. Großes hat Gott seiner Kirche geschenkt in Kreuz und Auferstehung Jesu Christi, noch Größeres will er schenken, eine Neue Welt, die Vollendung. Gott nimmt, um in Wirklichkeit noch viel mehr zu geben. Neue Gaben und Aufgaben lagen längst auch für mich bereit, - als Gemeindeglied in der Neubaugemeinde meiner Frau in Marzahn.

Marzahn

Ein Neubaugebiet wächst heran

Marzahn ist das größte Neubaugebiet der Deutschen Demokratischen Republik, eine Großstadt am Rande der Großstadt Berlin. 150 000 Menschen wohnten bereits dort, 200 000 sollten es werden. Sie wohnen in Betonhochhäusern mit 6,10 und 21 Stockwerken. 1 000 Menschen allein in einem Doppelhochhaus mit 21 Stockwerken. Von "Betonsilos" spricht der Volksmund, oder härter noch von "Verbannung mit Komfort". Wo einst Getreidefelder wogten, ragen jetzt Betonbauten in den Himmel.

Als wir 1961 in die Prignitzstraße einzogen, fuhren wir mit unseren Kindern auf Fahrrädern durch die Felder. In einer Viertelstunde war man mit dem Fahrrad im Königin-Elisabeth-Hospital, einem evangelischen Krankenhaus in Berlin-Lichtenberg; mit der S-Bahn und Straßenbahn brauchte man dazu eine Dreiviertelstunde. Aber auch zu Fuß war es eine Erholung, den "Wasserweg", die heutige Biesdorfer Promenade, durch die Kornfelder zu wandern.

1975 wurde der Erdboden aufgerissen. Eine 15 Meter tiefe Lehmbank kam zutage. Die Baugruben, die für die Versorgungsleitungen ausgeschachtet wurden, standen sofort unter Wasser. Die Pumpen gingen Tag und Nacht. Was Hitler nicht zustande gebracht hatte, dieses Gebiet zu erschließen, das sollte jetzt, der Natur zum Trotz, Wirklichkeit werden. Tag und Nacht donnerten die Baufahrzeuge durch unsere sonst so stille Straße; die Fenster zitterten, die Lampen klirrten, die ersten Risse in den Häusern zeigten sich.

Meine Frau aber war bereits mit Klappstuhl und Aquarellblock unterwegs, um das Baugeschehen festzuhalten. Waren die Fundamente erst einmal gelegt, so konnte man buchstäblich zusehen, wie die Hochhäuser aus dem Boden wuchsen. Gundula aber notierte sogleich Straßennamen und Hausnummern und erprobte Fahrstühle; eine zukünftige Neubaubewohnerin, meinten die Bauarbeiter.

Als Missionarin ausgesandt

Drei Jahre vor Bezug der ersten Häuser war meine Frau bereits zu diesem ihrem Dienst als Pastorin im Wohngebiet I von Marzahn zugerüstet worden. Mit 45 Jahren hatte sie ihr 1946 abgebrochenes Theologiestudium wieder aufgenommen. Den Anstoß dazu hatten unsere Töchter gegeben, als diese aus dem Hause gingen. "Mutter, was willst du hier vergammeln? Den ganzen Tag Fenster putzen und Unkraut zupfen? Das kann doch nicht dein Ernst sein!" So begann Gundula am Sprachenkonvikt als Studentin, die bereits Großmutter war. Für uns beide begann eine einmalig schöne Zeit. Ich studierte mit, indem sie mir von ihren Vorlesungen erzählte und ich ihr Bibelkunde und Kirchengeschichtszahlen abfragte. Das 2. Examen vor der Kirchenleitung legte sie mit 50 Jahren ab. Ich höre noch heute ihren "Durchfallsong": "Ich falle durch, ich falle durch!" "Jawohl", sagte ich, "du bist ja auch durch dein Hebraikum und durch das 1. Examen gefallen!" Nun, sie bestand mit einem glatten "Gut".

Ins Vikariat kam Gundula nach Niederschöneweide. Dort aber fiel eines Tages der Katechet mitten im Unterricht um. Er starb an Herzschlag. Einen Teil des Unterrichts übernahm der Kreiskatechet. Wer aber sollte die Eltern der Christenlehrekin-der aufsuchen und mit ihnen einen Stundenplan aushandeln? Gundula erklärte sich bereit und besuchte 80 Eltern in vier Wochen. Das sprach sich bis zur Kirchenleitung herum. Eine Pastorin, die Hausbesuche macht, war nicht alltäglich. So wurde sie gefragt, ob sie bereit sei, den Dienst im Neubaugebiet Marzahn zu übernehmen, denn Hausbesuche sind für eine Gemeindefarbeit im Neu-Baugebiet das A und das O.

Während der drei Jahre der Zurüstung war sie in der Nachbargemeinde Kaulsdorf eingesetzt. Als es dann soweit war, meinten die Kaulsdorfer: "Was wollen Sie denn in Marzahn? Da wohnen doch lauter Atheisten!" - "Da wohnen M e n s c h e n!" antwortete meine Frau. Wenn abends die hell erleuchteten Fenster von Marzahn zu uns herübergrüßten, war dies ein Ruf: *"Komm herüber und hilf uns"*, wie einst Paulus von dem Mann in Mazedonien nach Europa gerufen wurde. Am 21. Januar

1978 wurde Gundula durch Superintendent Reißmann in der Dorfkirche in Marzahn in ihr Amt eingeführt; als Missionarin ausgesandt, so hatte sie es sich gewünscht. Denn Marzahn - das war Missionsgebiet.

Von Tür zu Tür unterwegs

Von Anfang an war die Arbeit ökumenisch geplant. Besuchsdienstgruppen aus den Nachbargemeinden, Evangelische und Katholiken, Methodisten und Baptisten, auch Studenten der Predigerschule Paulinum wurden an drei Abenden durch die Leiter des Missionarischen Dienstes der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Gerhard Linn und Horst Berger, zugereüstet. Am ersten Abend wurden wir über Erfahrungen anderer Neubau-Gemeinden (Berlin-Fennpfuhl, Halle-Neustadt) informiert. Dann fragten wir uns: Was wollen wir mit unseren Besuchern? Jedenfalls nicht Fische fangen für den eigenen Teich. Am letzten Abend wurde ein Rollenspiel durchgeprobt: Einer war der Besucher, ein anderer der Besuchte. Und die Zuschauer übten Kritik, was man noch anders hätte machen sollen.

Im Dezember 1977 startete die erste Besuchsdienstgruppe. Gegen 17 Uhr trafen sich die Teilnehmer zu einer Tasse Kaffee in der Prignitzstraße. Manche kamen direkt von der Arbeit. Hausnummern wurden verteilt, ein Sendwort und ein Gebet wurden gesprochen, und dann ging es mit viel Herzklopfen los, - von Tür zu Tür, treppauf und treppab. "Guten Tag, mein Name ist ... Ich komme von der Kirche und möchte Sie in unserem Neubaugebiet willkommen heißen. Haben Sie Interesse an einer Kontaktaufnahme?" Dass wir von der Kirche kamen, musste von Anfang an deutlich gesagt werden. Und auch der Name des Besuchers musste genannt werden. Wir waren keine anonymen Bittsteller. Das Herzklopfen aber blieb noch nach Jahren. Wie würden die Neubaubewohner reagieren?

Ab 20 Uhr kamen die Besucher zur Auswertung zurück. Die Adressen der Besuchten wurden genau notiert, damit keiner zweimal besucht und verärgert würde. Ergebnis: 1:10. Neunmal hieß es, freundlich aber bestimmt: "Nein danke. Kein Interesse!" Oder: "Ich gehöre nicht der Kirche an. Ich bin ausgetreten." Erst beim zehnten Mal konnte man hoffen, hineingelassen zu werden. Das hieß praktisch, dass mancher 20, 30 Besuche vergeblich machte. Ein anderer wiederum hatte Glück und stieß sogleich auf zwei, drei interessierte Familien. Da war

es gut, bei der Auswertung vom Erfolg oder Misserfolg auch des anderen zu hören, um nicht frustriert zu werden. Auf diese Weise wurden in den ersten drei Jahren 4000 Besuche gemacht. 25 000 Bewohner zählte mittlerweile das Wohngebiet I. Das sind 8 000 Familien; jede zweite aber hatten wir besucht. Dabei gab es oft Überraschungen. Es ist gut, dass die Kirche ihre Leute besucht. Was gäben wir darum, wenn unsere Leute auch so aktiv wären“, gestand ein SED-Genosse.

Einmal gab es Ärger. Da kam der Besucher, ein Student der Predigerschule Paulinum, unverrichteter Dinge zurück. Der Besuchte aber kam gleich voller Misstrauen mit, was das für ein Zeitgenosse wäre und welcher Sekte der wohl angehöre. Der Pauliner hatte sich nicht ausweisen können. Er hatte seine Aktentasche mit seinem Personalausweis bei uns liegen lassen. Das erregte Verdacht. Der Besuchte stellte sich vor: "Gliese". "Haben Sie vielleicht eine Tante, die Minna hieß?" fragte meine Frau. - "Jawohl!" - "Das war die Hausgehilfin meiner Eltern", erklärte Gundula, "unsere Tante Mimmi!" Welch eine Überraschung! Der Fall war geklärt.

Ein anderes Mal sagte ein Besucher: "Wie Ihre Pastorin heißt und wo Ihr Gemeindezentrum einmal stehen soll, interessiert mich nicht. Aber warum sind Sie überhaupt Christ? Das möchte ich wissen!" Zwei handfeste Baptisten wurden so gefragt. Sie waren zunächst einmal sprachlos. Auf diese Frage waren sie nicht gefasst. Was sollten sie antworten? Mit dieser noch ungelösten Frage kamen sie zurück. Die ganze Gruppe dachte nach und versuchte, eine Antwort zu geben.

Mitunter wurde Gundula auch von überzeugten Atheisten hereingelassen. "Da Sie nun einmal da sind, kommen Sie doch herein!" In einem Fall erfolgte eine Schimpfkanonade auf die Kirche: Kreuzzüge, Inquisition, Waffensegnen, - alles kam zur Sprache, 1 1/2 Stunden lang, pausenlos. Gundula kam überhaupt nicht zu Worte. War dieser Besuch also ganz umsonst? Erst am Fahrstuhl sagte der Gastgeber zum Abschied: "Aber zuhören können Sie!"

Eine Gemeinde entsteht aus dem Nichts

Mit einem leeren Karteikasten hatte Gundula begonnen. Umzugsmeldungen vom Kirchensteueramt des Berliner Stadtsynodalverbandes trafen erst nach 1 1/2 Jahren ein, Ummeldungen kamen von Gemeinden nur selten. "Herr N., bleiben Sie doch bei uns in unserem Männerkreis. Der ist ohnehin schon derart zusammengeschmolzen. Wer weiß, ob es in Marzahn eine Kirche gibt!" Nur in einem Fall verabschiedete ein Pfarrer sein Gemeindeglied, das nach Marzahn umzog, mit den Worten: Jetzt werden Sie am neuen Ort gebraucht. Die brauchen dort bestimmt jeden Christen. Ich wünsche Ihnen dazu viel Erfolg." Dass sich ein Neuzugezogener von ganz allein meldete, kam kaum vor. Bei den Katholiken war das anders. Der katholische Amtsbruder, ein äußerst aktiver, befähigter Mann, meinte: "Erstbesuche brauche ich nicht zu machen. Ein praktizierender Katholik kommt von ganz allein. Am ersten Sonntag nach dem Umzug ist er im Gottesdienst!"

Was aber trugen die Besuche aus? 9 Hauskreise entstanden allein in unserer Gemeinde, in Gesamtmarzahn waren es über 30. Und 60 Kinder kamen zur Christenlehre, dazu 15 Konfirmanden aus unserem Wohngebiet. Die Gottesdienste in der Dorfkirche wurden zunehmend besucht.

Die Hauskreise

Wie es zu den Hauskreisen kam? Immer wieder fragten Neubaubewohner: "Kann man denn überhaupt in einem atheistischen Staat Christ sein? Wo gibt es Bibeln zu kaufen? Wie können wir unsere Kinder beten lehren?" Darauf Gundula: "Dieselben Fragen haben auch andere geäußert. Wir könnten uns ja einmal mit anderen Interessierten zusammensetzen". Bald kamen andere Fragen auf: "Sie arbeiten ökumenisch. Was heißt das? Was ist das Besondere an der Katholischen Kirche oder an der Evangelisch-Methodistischen Kirche, an den Baptisten?" Zur Beantwortung wurden der katholische Pfarrer, ein Methodist oder ein Baptist hinzugezogen. Hauskreisteilnehmer berichteten auch von Erlebnissen in ihrem Beruf; eine Biologin von einer Dienstreise nach Kuba, Pfarrer Buntrock von Indien. Allmählich wurde dann auch der Wunsch laut: "Wir möchten die Bibel kennen lernen". Bibelarbeiten über die Schöpfungserzählungen oder die 10 Gebote, die Bergpredigt oder die Psalmen waren nun gefragt. Immer aber war es wichtig, ins Gespräch zu kommen. Hielt der Referent einen Monolog, und war sein Vortrag noch so gut vorbereitet, so schlief doch mancher ein. Kein Wunder nach einem langen Arbeitstag, der bei einigen schon um 5 Uhr begonnen hatte. Es war aber die Chance der Hauskreise, dass man offen reden konnte, sich austauschen und auch seine Probleme in einer Atmosphäre des Vertrauens nennen konnte.

Das Wohnen im Neubaugebiet

Die Meinungen waren darüber sehr unterschiedlich. Jungverheiratete waren glücklich, nach 7 Jahren Wartezeit, was als das Normale galt, endlich eine eigene Wohnung zu erhalten. Menschen über 70 aber, Alteingesessene vom Prenzlauer Berg, deren Häuser rekonstruiert werden sollten, und Dorfbewohner aus dem alten Marzahn, deren Haus weggebaggert wurde, fanden sich in der neuen Umgebung nur schwer zu recht. "Alte Bäume verpflanzt man nicht!" Der Verlust des nach dem Kriege mühsam wieder aufgebauten Hauses traf sie schwer. Das Gespräch über den Gartenzaun, der Tante-Emma-Laden an der Ecke, die vertraute Umgebung fehlten. Der Arzt, der Friseur, die Fußpflegerin am neuen Ort waren alles fremde Menschen, zu denen sie erst Kontakt aufnehmen mussten. Dazu fehlte oft die Kraft. Für sie war der Besuch der Pastorin, der sie ihr Leid klagen konnten und die ihnen half, neue Kontakte zu schließen, eine ungeahnte Hilfe. Erst ein Jahr später kam die Einsicht: "Wir hätten Haus und Garten längst aufgeben und umziehen sollen. Die ewigen Reparaturen am Haus, Ofenheizung, Gartenarbeit, Schneefegen - alles ging über die Kräfte. Jetzt haben wir eine Komfortwohnung mit Fahrstuhl, Zentralheizung, Warmwasser und Müllschlucker. Wir haben es gut". Aus ihrer Isolierung fanden sie zum Seniorenkreis, der einmal im Monat in unserem Wohnzimmer bei Kaffee und Kuchen zusammenkam. Es waren 25 alte Damen, die mit zu den treuesten und opferwilligsten Gliedern unserer Versöhnungsgemeinde gehörten.

Das Haus in der Prignitzstraße

Das meiste spielte sich in unserem Wohnzimmer ab, das 8,5 x 5 Meter maß: Besuchsdienstgruppen, die Gemeindeleitung, die Küsterei, der Seniorenkreis, die Junge Gemeinde und eine Christenlehregruppe. Die anderen kamen in Neubauwohnungen zum Unterricht zusammen, eine erstaunliche Sache, dass Eltern ihre Wohnung jeweils 1/2 Jahr lang dafür zur Verfügung stellten. Junge Mütter kamen mit ihren Kindern während ihres Babyjahres zu uns in den Garten, und so manches Kind hat hier auf unserem Rasen Laufen gelernt. Die etwas Älteren aber schossen Koblitz und konnten sich gar nicht genug tun vor lauter Freude an Mutter Grün. Nicht umsonst spricht die Bibel vom Paradies als einem wunderschönen Garten. Fünf zusätzliche Gartenschlüssel hatte Gundula anfertigen lassen, damit die Mütter kommen könnten, auch wenn wir nicht zu Hause waren. Im Herbst aber stiegen Väter und Söhne auf die Bäume und halfen uns, Birnen und Äpfel zu ernten. Wenn das Wohnzimmer durch eine Gruppe blockiert war und Gemeindeglieder zur Sprechstunde kamen, ging Gundula mit ihnen in mein Arbeitszimmer, während ich in die Küche auswich. Für die Hausfrau war dies alles eine mächtige Mehrbelastung. Dennoch freuten wir uns, dass unser Haus so für den Dienst zur Verfügung stehen durfte.

Die Junge Gemeinde

Jeden Montag von 18-20 Uhr traf sich in unserem Wohnzimmer die Junge Gemeinde. Ihre Entstehung ist eine Geschichte für sich: Monatelang traf sich unser Jugenddiakon mit einem einzigen Jungen aus einem christlichen Elternhaus allein. Alle Bemühungen, andere Jugendliche von der Straße einzuladen, schlugen fehl. Dass die beiden Thomasse, Thomas Jäpel und Thomas Kepernick, das durchhielten, verdient Respekt.

Das wurde schlagartig anders durch das Eingreifen eines Volkspolizisten. Und das kam so: Eines Nachmittags standen wieder an die 20 Jugendliche vor der Kaufhalle und schlossen Wetten ab, wer die meisten Schnapsflaschen unbemerkt herausbringen würde, die dann verpöchtelt wurden. Thomas Jäpel diskutierte mit ihnen, als ein Volkspolizist kam, um ihre Ausweise zu kontrollieren. So viele Jugendliche auf einem Haufen, das hatte seinen Verdacht erregt. Unser Diakon erklärte, er sei mit den jungen Menschen im Gespräch. Auch sein Ausweis wurde kontrolliert. Von da an hatte sich der Polizist nur noch für ihn interessiert. Als er die Ansammlung auflöste, meinte Thomas: "Hier können wir nicht bleiben. Kommt mit zur Prignitzstraße". Die Tatsache, dass er sich nicht von ihnen distanziert hatte, hatte das Eis gebrochen. 25 Jugendliche kamen auf einen Schlag in unser Wohnzimmer, ohne dass wir noch Zeit hatten, Buntpapier und Farbstifte in Sicherheit zu bringen. Das war auch nicht nötig. In 7 Jahren ist auch nicht ein Kugelschreiber abhanden gekommen; nur eine Apfelsine, die in der Veranda lag, und die nahm eine Pfarrerstochter. Unser Wohnzimmer war für sie tabu. "Kirche? Interessiert uns nicht. Aber dass Sie uns nicht draußen im Regen stehen lassen, sondern uns Ihr Wohnzimmer zur Verfügung stellen, finden wir echt toll. Unsere Eltern lassen es nicht einmal zu, dass wir unsere Kumpels mit nach Hause bringen!" Gleich am ersten Abend bat mich einer um einen Aschenbecher, damit sie nicht die Kippen in die Rosen werfen müssten. Das Zimmer war Nichtraucherzone. Die Zusammenkünfte gingen derart ruhig zu, dass ich im angrenzenden Studierzimmer höchstens ihr Singen hörte.

Im Grunde handelte es sich um eine offene Jugendarbeit. Jedenfalls in der ersten Zeit. Es brauchte ein Jahr und länger, bis die ersten fragten: "Wir sind weder getauft noch konfirmiert, lässt sich das nachholen?" Ein Taufunterricht für 17- und 18-Jährige durch Gundula oder Bruder Jäpel gehörte mit zu den schönsten Aufgaben jener Jahre. An den Jugendabenden gab es nicht nur Themen wie Freundschaft und Sexualität, Ehrlichkeit am Arbeitsplatz oder die Friedensfrage, sondern auch Bibelarbeit. So entstand eine Junge Gemeinde.

Die Zusammensetzung der Gruppe blieb weiterhin gemischt: Junge Menschen aus bewusst christlichem Elternhaus, Trinker, Kleptomane oder Jugendliche, die von zu Hause wegelaufen waren oder bereits Suizidversuche unternommen hatten. Die Christen unter ihnen waren sich nicht zu gut, mit den anderen zusammen zu sein, sondern sahen das als ihre Aufgabe an. "Die brauchen uns doch. Am Arbeitsplatz können wir uns ja auch nicht aussuchen, mit wem wir zusammen arbeiten wollen. Wir müssen für alle da sein, so wie Jesus für alle da war, und für die Deklassierten erst recht!" Dabei ging die Grenzlinie zwischen "gesund" und "krank" querbeet: Auch ganz bewusste Christen unter ihnen hatten ihre Probleme. Ein 15-Jähriger hatte vor jeder Klassenarbeit eine schlaflose Nacht und bekam Fieber. Dabei war er der Klassenbeste, der keineswegs Grund hatte, sich in eine Krankheit zu flüchten.

Eine besondere Chance, zueinander zu finden, waren die Jugendrüsten. Ein ganzes Rüstzeitenheim in Schmöckwitz wurde in freiwilligen Wochenendeinsätzen ausgebaut.

Eine Bewährungsprobe der Jungen Gemeinde waren die 1 1/2 Jahre, in denen unser Jugenddiakon zu den Baueinheiten eingezogen war. Die Jugendabende übernahm der Methodistenpfarrer Friedhelm Kober. Wie würde sich die Gruppe verhalten? Würde sie wegbleiben? Der Bezug zur Sache geht über die Person. Die Gruppe blieb beieinander. Bruder Kober trieb mit ihnen Bibelarbeit. Ich musste ihnen vom Kirchenkampf der dreißiger Jahre und von der Gemeinde Jesu in russischer Kriegsgefangenschaft erzählen.

Frieden schaffen ohne Waffen?

Eine weit härtere Bewährungsprobe wurde die Sache mit dem Aufnäher "Schwerter zu Pflugscharen". Dieser Aufnäher machte Furore. Jugendlichen wurde er vom Ärmel gerissen, wenn sie nicht bereit waren, ihn selbst zu entfernen. Dabei hatte ein sowjetischer Bildhauer mit diesem Motiv vor dem UNO-Gebäude in New York ein Denkmal errichtet. Er hatte die biblische Aussage sogar noch verstärkt: Nicht sie, die Völker, werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden (Micha 4,3), sondern " w i r werden Schwerter zu Pflugscharen schmieden". Das war eine Selbstverpflichtung der Sowjetmacht. War das nur gut für den Export? Galt das nur für New York?

Einige Mädchen und Jungen unserer Jungen Gemeinde wurden an einem Freitag zum Schuldirektor beordert und einzeln verhört. Ihnen wurde vorgeworfen, ihre Leistungen hätten sich verschlechtert. Dabei waren sie die Klassenbesten! Und weiter: Wer weiß, was sie da in der Prignitzstraße trieben! Am Sonnabend früh um 7.45 Uhr stand ein Elternpaar bereits vor der Schule und erwartete den Direktor. Es wies die Vorwürfe nachdrücklich zurück und verbat sich, dass ihr Kind derart unter Druck gesetzt wurde. Eine Stunde später kam ein zweites Elternpaar und wunderte sich, wie freundlich der Direktor war. Als unser Jugenddiakon ihn anrief und um einen Termin bat, um den Sachverhalt richtig zu stellen und ihn einlud: "Kommen Sie! Überzeugen Sie sich selber, was wir in der Prignitzstraße tun", meinte der Direktor, das sei nicht nötig. Für uns aber war das Verhalten der Eltern erstaunlich. Wenn es sonst Schwierigkeiten gab, waren die Eltern selten bereit, Ross und Reiter zu nennen, weil sie Repressalien fürchteten. Hier aber hatten sie sich als mündige Christen erwiesen.

Ein weiteres Gespräch ergab sich mit dem Stadtrat für Inneres vor unserer Haustür. Gundula und ich brachen gerade zu einem Spaziergang auf, als wir ihn trafen. Sofort kam das Gespräch auf den Aufnäher. Unser Gesprächspartner erwähnte ein Mädchen, das keine Christin, aber äußerst labil war. Er hatte sie am Alexanderplatz mit dem Aufnäher am Ärmel angetroffen. Wie käme sie dazu, dieses Zeichen zu tragen? Ich

antwortete, das könne ich gut verstehen. Wenn bei uns schon das Wettrüsten Ängste auslöst, wie viel mehr erst bei einem nervlich labilen jungen Menschen, der keinen Halt in einem christlichen Elternhaus hat. - "Aber müssen Sie nicht zugeben, dass ein großer Teil der Jugendlichen, die zu Ihnen kommen, gar nichts mit der Kirche im Sinn hat? Die kommen doch nur aus Opposition!" Ich bejahte dies. Und ich fragte: "Was ist besser, dass diese jungen Menschen zu uns kommen und man mit ihnen reden kann, oder dass sie vor der Kaufhalle stehen und Schnapsflaschen leeren?"

Im Übrigen liefen unsere Jugendlichen keineswegs nur mit dem Aufnäher herum, sondern engagierten sich ernsthaft während der Friedensdekade. 10 Tage lang fand Abend für Abend eine Veranstaltung statt. Bereits ab 18 Uhr standen Glieder der Jungen Gemeinde in der Dorfkirche zum Gespräch bereit, wo im Vorraum eine ganze Ausstellung mit Fotos und Statistiken zu sehen war mit Angaben, was ein Panzer, ein Bombenflugzeug, ein Kriegsschiff kosteten und wie viele Kindergärten und Krankenhäuser dafür hätten gebaut werden können. Kriegsspielzeug wurde gegen andere Spielsachen eingetauscht; Pistolen und Panzer wanderten in die Mülltonne.

Einer unserer Jugendlichen suchte mich auf und fragte: "Soll ich den Aufnäher weiter tragen oder nicht?" Wir erwogen das Pro und Contra. Die Entscheidung aber musste er selber treffen. Ein paar Tage später gestand er: "Ich habe den Aufnäher abgetrennt. Meine Klassenkameraden waren nur darauf aus, die Lehrer zu provozieren. Als ich merkte, wie mein Aufnäher dazu diente, die Atmosphäre anzuheizen, nahm ich ihm ab". Eine erstaunlich reife Entscheidung für einen 15-Jährigen.

Eine andere Initiative unserer Jungen Gemeinde: Sie lud die Gemeinde an jedem ersten Sonntag im Monat eine Stunde vor dem Gottesdienst um 9 Uhr zu einem gemeinsamen Frühstück ein. Ein guter Einfall, damit Jung und Alt ins Gespräch kommen könnte. Eineinhalb Jahre lang hielt das die Junge Gemeinde durch, obwohl von den Erwachsenen nur sehr wenige kamen. Die Kollekte, die als Entgelt erbeten wurde, sollte der Sammlung "Brot für die Welt" zugute kommen. 1 000 Mark kamen auf diese Weise im ersten Jahr zusammen. Ein Ne-

benefekt war: Die Jugendlichen waren die treuesten Gottesdienstbesucher, auch dann, wenn sie nicht mit Lied oder Lesung am Gottesdienst beteiligt waren.

Als meine Frau mit 60 Jahren in den Ruhestand ging, überreichte ihr die Junge Gemeinde einen Gutschein, eine Bereitschaftserklärung, unser Wohnzimmer zu renovieren. Als Dank dafür, dass sie 7 Jahre lang dieses hatten benutzen dürfen. Sie hielten Wort. Von einem Freitagmittag bis Sonntagabend waren sie tätig. 10, 12 junge Menschen haben unser Wohnzimmer renoviert, wie es ein Malermeister nicht besser hätte tun können. Jenes Wochenende verlief wie eine Jugendrüste mit Mittagessen und Kaffeetrinken im Garten.

Zusammenarbeit mit den Behörden

Anfangs war das Verhältnis der Behörden zur Kirche in Marzahn sehr ambivalent. Man sah die Kirche im Neubaugebiet als Konkurrenzunternehmen an. "Wer sammelt die Jugend? Die Kirche! Wer kümmert sich um die Alten? Die Kirche! Das kann nicht so weitergehen, dass alle in die Prignitzstraße laufen. Wir müssen etwas tun!" So wurde die kirchliche Arbeit zum Anstoß, dass auch staatliche Stellen mehr als bisher für das Wohl der Menschen in der neuen Stadt taten.

Auch die geistliche Betreuung der Senioren im Seniorenheim wurde anfangs nicht gerne gesehen. "Kirchliche Veranstaltungen? Bei uns nicht! Wenn Sie jemanden besuchen wollen, haben Sie sich vorher bei mir, zu melden", wurde der Pastorin gesagt. Tag und Stunde sowie der Name des zu Besuchenden wurden genau notiert. Dann erschien ein neuer Heimleiter, und die Dinge kamen in Fluss. Jetzt wurden auch regelmäßige Andachten möglich. Sie fanden - wie auch in allen anderen Seniorenheimen im Neubaugebiet Marzahn - einmal im Monat statt. Der Veranstaltungsplan des Hauses wurde berücksichtigt, damit es nicht zu Überschneidungen käme. Rund 20 Senioren kamen in einem Tagesraum zur Andacht zusammen. Tische und Stühle stellten sie selber um.

Ein anderes Problem: Zahlreiche Bäume waren angepflanzt und Grünanlagen geschaffen worden. Aber es gab keine Bänke. "Sollen die alten Menschen andauernd im Karree herumlaufen?" Gundula ging zum Wohnbereichsausschussvorsitzenden und trug ihm die Sache vor. Die Bänke wurden aufgestellt, und nicht nur die Senioren freuten sich.

Ein weiterer Missstand: Es gab keine Rampen für die Rollstuhlfahrer. Rollstuhlgerechte Wohnungen waren hergestellt worden, aber wenn ein Rollstuhlfahrer in der Kaufhalle einkaufen wollte, musste er Passanten bitten, dies für ihn zu erledigen. Das war menschenunwürdig, derart auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein. Diesmal ging Gundula zum Chefarchitekten Graffunder, und der versprach Abhilfe. Erst jetzt fragte der Chefarchitekt, wer die Bittstellerin sei. "Ach, die Frau Pastorin! Einen Bauplatz für Ihr Gemeindezentrum haben wir auch

schon eingeplant". So wuchs Vertrauen hinüber und herüber zum Vorteil aller Beteiligten.

Das Wohnungsamt wies für die Pfarrer in Marzahn insgesamt vier Wohnungen an sowie zwei für den Jugend- und den Sozialdiakon. Für den kirchlichen Kindergarten, der den Neubauten weichen musste, wurden sogar vier Wohnungen in der Blenheimstraße 38 zur Verfügung gestellt, bis ein neuer kirchlicher Kindergarten gebaut worden war. Die Kirchengemeinde in Marzahn-Nord, dem größten Wohngebiet mit über 100 000 Einwohnern, erhielt für die Gemeindegemeinschaft eine ganze Wohnung mit Terrasse, bis ein Gemeindezentrum fertig gestellt war.

Nicht ohne Wirkung für die gute Zusammenarbeit war die Tatsache, dass fast alle Pfarrer in Marzahn an den Zusammenkünften "Christlicher Kreise der Nationalen Front" teilnahmen, die drei- bis viermal im Jahr stattfanden. Die Leitung dieser Nachmittage wurde sogar einem Pfarrer übertragen. Bürgermeister Cyske berichtete mehrmals vom Baugeschehen und von weiteren Planungen. Aber auch andere interessierende Fragen kamen zur Sprache. Es war gut, miteinander ins Gespräch zu kommen, und das nicht erst dann, wenn Missstände behoben werden mussten.

Auch das anfängliche Misstrauen gegen die Friedensdekaden wurde weithin überwunden, zumal die Abende sich keineswegs nur gegen das Wettrüsten richteten, sondern Themen wie die Friedenskirchen in den USA (Quäker, Mennoniten), Frieden zwischen Jung und Alt, zwischen Christen und Juden, Anerkennung von Sinti und Roma sowie Friede mit der Schöpfung auf dem Programm standen. Die Zusammenarbeit mit den Behörden im Stadtbezirk Marzahn hatte sich bewährt.

Ökumene vor Ort

Ich hatte bereits erwähnt, dass die kirchliche Arbeit in Marzahn von Anfang an ökumenisch durchgeführt wurde. Dies galt für den Besuchsdienst ebenso wie für die Hauskreise und für ökumenische Gottesdienste ein- bis zweimal im Jahr: Ökumene vollzog sich vor Ort und nicht nur auf der Ebene kirchenleitender Gremien. So bot uns die katholische Gemeinde "Maria Königin des Friedens" in der Oberfeldstraße in Biesdorf ihren neuen Gemeindesaal und eine "ökumenische Garage" für unsere Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen an, als Gundula in den Ruhestand trat und unser Haus entlastet werden sollte. Der katholische Pfarrer Richard Ruprecht meinte, ein Raum für Menschen sei wichtiger als ein Raum für den Wagen, zumal alle Autos in Marzahn ohne Garagen auskommen mussten. Der Wohnungsbau war vordringlich. Umgekehrt stand die evangelische Kirche im alten Dorfkern Marzahn der katholischen Gemeinde für ihre Gottesdienste zur Verfügung, die morgens von 8 bis 9 Uhr besser besucht waren als unsere evangelischen Gottesdienste, die erst um 9.30 Uhr begannen. Gemeinsame Bibelwochen unserer Versöhnungsgemeinde mit der Evangelisch-Methodistischen Gemeinde, der Evangelischen Gemeinde von Biesdorf und der Katholischen Gemeinde wurden in der katholischen Kirche in der Oberfeldstraße durchgeführt. Die Abende begannen mit einer kurzen Einführung in den biblischen Text. Das Entscheidende aber geschah in den Arbeitsgruppen, die jeweils ein Gemeindeglied aus einer der vier Gemeinden leitete. Ein Theologe stand in jeder Gruppe als Fachberater zur Verfügung. Katholiken äußerten spontan, ihnen wäre erst jetzt aufgegangen, welch einen Reichtum die Bibel enthalte. Sie freuten sich schon auf die nächste Bibelwoche im kommenden Jahr. Auch gemeinsame Jugendtreffs und Kindernachmittage fanden statt. Leider wurde Pfarrer Ruprecht, mit dem wir eine ausgezeichnete Zusammenarbeit hatten, bereits nach fünf Jahren nach Brandenburg in die Provinz versetzt. Alle Bitten und Einsprüche der katholischen Gemeinde blieben umsonst. Aber auch sein

Nachfolger, Pfarrer Konrad Schröter, setzte die ökumenische Zusammenarbeit fort.

Noch von weit größerer Bedeutung aber war die Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Methodistischen Kirche (EMK). Als in unserer Begleitergruppe der Pfarrermangel der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg beklagt wurde, meinte Pfarrer Frieder Ringeis, der Vertreter der EMK, seine Kirche hätte zurzeit ausreichend Nachwuchs. Ob nicht ein methodistischer Pfarrer der Arbeit der evangelischen Kirche in Marzahn zu Hilfe kommen sollte? Das geschah. Ein regelrechter Vertrag zwischen der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg und der EMK wurde abgeschlossen, ein erster Versuch dieser Art. Pfarrer Friedhelm Kober wurde für ein Jahr nach Marzahn entsandt. Er erwies sich als brüderlicher, sensibler, vielseitig begabter und hilfsbereiter Mitarbeiter, der bald das Vertrauen der Gemeinde gewann und manchem Seelsorger wurde.

Trotzdem gab es Probleme. Dass seine Gottesdienste in der Marzahner Kirche nach der Gottesdienstordnung der EMK gehalten wurden, störte die Gemeinde nicht; seine Gottesdienste wurden je länger je mehr von einer großen Hörerschaft besucht. Aber es nahm ein evangelischer Pfarrer daran Anstoß, der für die Art eines Methodisten wenig Verständnis hatte. Daraufhin wurde Pfarrer Kober der Versöhnungsgemeinde zugeordnet. Er wurde uns, meiner Frau und dem anderen Pfarrer der Versöhnungsgemeinde, Pfarrer Ernst-Gottfried Buntrock, ein unermüdlicher Helfer. In seiner Wohnung rüstete er den Besuchsdienst zu, an dem er sehr aktiv teilnahm. Auch entstand dort ein Bibelgesprächskreis, der in wachsendem Maße aus allen drei Marzahner Gemeinden Zulauf erhielt, was wiederum Ärger hervorrief, obwohl es bisher noch keinen Bibelgesprächskreis gegeben hatte. Die Spannungen wurden noch verstärkt, als die EMK beschloss, nun auch eine eigene Evangelisch-Methodistische Gemeinde in Marzahn zu sammeln. Könnte sich das nicht zu einem Konkurrenzunternehmen entwickeln, ja zur Abwerbung führen, zumal einige Gemeindeglieder mehr in Pfarrer Kober ihren Seelsorger sahen als in ihrem eigenen Pfarrer? Dagegen verlief die Zusammenarbeit in unserer Versöhnungsgemeinde völlig spannungslos. Als

unser Jugenddiakon zu den Bausoldaten eingezogen wurde, übernahm Bruder Kober die Junge Gemeinde und vertiefte damit die Arbeit, die Thomas Jäpel begonnen hatte.

Bis an den Rand seiner Kräfte setzte sich Friedhelm Kober ein. Es kam zu einer ernsthaften Gefährdung seiner Gesundheit, so dass die Leitung der EMK sich genötigt sah, ihn nach drei Jahren Marzahn nach Stollberg ins Erzgebirge zu versetzen. Das bedeutete für Marzahn, besonders für unsere Versöhnungsgemeinde, einen erheblichen Verlust.

An seiner Stelle wurde Pfarrer Andreas Fischer von der EMK nach Marzahn berufen. Die ökumenische Zusammenarbeit sollte fortgesetzt werden. Pfarrer Fischer war jünger und von gesundem Selbstbewusstsein. Er war auch als Pfarrer einer Evangelisch-Methodistischen Gemeinde in Karl-Marx-Stadt mit Großstadtarbeit vertraut. Er wurde zugleich als zweiter Pfarrer der Evangelisch-Methodistischen Gemeinde in Berlin-Schöneweide zugeteilt. Er hatte eine Doppelfunktion, die von vornherein eine Überforderung mit sich brachte, zumal er auch noch das Studentenpfarramt der EMK für die gesamte DDR beibehalten sollte.

Ihm wurde verstärkt der Auftrag zugewiesen, eine eigene Gemeinde in Marzahn aufzubauen und das fortzuführen, was seinem Vorgänger in seiner behutsamen Art in allerersten Ansätzen gelungen war. Auch jetzt erwies sich die Zusammenarbeit mit der Versöhnungsgemeinde als sinnvoll.

Taufboom und Kinderabendmahl

Schwierigkeiten hatte es nicht nur in der Zusammenarbeit mit den Methodisten gegeben. Neun eigenständig geprägte evangelische Pfarrer im Neubaugebiet von Marzahn, von denen zwei der CDU angehörten, dazu eine ganze Anzahl von Mitarbeitern, Diakone, Katecheten, Kantoren - dieses Miteinander war und blieb nicht ohne Probleme. Die besondere Situation der Gemeindegemeinschaft im Neubaugebiet tat ein übriges.

Ein Problem in den ersten Jahren waren die vielen Taufen. Fast kein Gottesdienst verlief ohne Taufen. Eltern wollten das bisher Versäumte an ihren Kindern nachholen, oft auch für sich selber. War bisher der Mangel an Taufen beklagt worden, so wurde jetzt die Vielzahl der Taufen im Gottesdienst der Gemeinde als störend empfunden. Der Gemeindegemeinderat der Dorfkirche beschloss, dass nur am letzten Sonntag im Monat Taufgottesdienst sein solle. Danach hätten sich die Eltern zu richten. Das aber kollidierte oft mit ihren Wünschen, da die Paten nicht immer zu diesem Zeitpunkt anreisen konnten.

Ein weiteres Problem: Vortreten zur Taufe ihres Kindes durfte nur der Elternteil, der der Kirche angehörte und auf eine christliche Erziehung des Täuflings verpflichtet werden konnte. Der nichtchristliche Elternteil sollte während der Taufe auf der Kirchenbank sitzen bleiben, während selbst alle anwesenden Kinder nach vorne kommen durften, um an dem Taufgeschehen teilzunehmen. Im Volkseigenen Betrieb wurde der nichtchristliche Vater womöglich von seinen Vorgesetzten und Kollegen zur Rede gestellt: "Du lässt Dein Kind taufen?" Von der Kirche wurde er als Atheist ausgeschlossen. Sollte er nicht mit zum Taufstein vortreten dürfen, auch wenn er sein Versprechen, sein Kind christlich zu erziehen, nicht leisten konnte?

Wie war es beim Abendmahl? Laut Lebensordnung der evangelischen Kirche war nur derjenige zum Abendmahl zugelassen, der der Kirche angehörte und seine Kirchensteuer bezahlte. Wie aber sollte ein Pfarrer bei der Vielzahl der neu zugezogenen Gottesdienstbesucher wissen, wer der Kirche angehörte und wer nicht? Einmal geschah es, dass ein Pfarrer die Gemeinde zum Tisch des Herrn wie gewohnt mit den Worten

einlud: *"Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquickern"*. Er fügte hinzu: "Das gilt aber nur für diejenigen, die nach der Ordnung der Kirche zum Abendmahl zugelassen sind!" Das wirkte wie ein Hammer. Waren Nichtgetaufte etwa nicht mühselig und beladen? Galt ihnen Jesu Einladung nicht? Was galt mehr: Das Wort Jesu oder die Ordnung der Kirche? Die Gemeinden in Marzahn einigten sich auf einen Wortlaut, der allen, die zu Jesus Christus gehören wollten, die Teilnahme am Tisch des Herrn ermöglichte.

Was aber geschah mit den Kindern? Bisher durften Eltern ihre Kinder zwar mit nach vorne nehmen. Statt Brot und Wein zu empfangen, wurden sie gesegnet. Das war ein guter Brauch, damit nicht ein Elternteil vom Abendmahl ausgeschlossen wäre, um auf sein Kind zu achten. Nun nahmen die Kinder des methodistischen Pfarrers selbstverständlich am Tisch des Herrn teil und empfingen Brot und Wein, wie sie es in ihrer Kirche gewohnt waren. Die Kinder des evangelischen Pfarrers aber durften dies nicht! War das rechtens? Sollten die methodistischen Kinder ausgeschlossen werden? Eine erste Reaktion war, dass die methodistische Mutter mit ihren Kindern zu Hause blieb. Der Disput ging hin und her, bis man sich einigte: Alle Kinder sollten am Herrenmahl teilnehmen, wenn ihre Eltern dies wünschten und sie sie darauf vorbereitet hätten. Eine entsprechende Eingabe zur Erprobung wurde an die Kirchenleitung gerichtet. Auch dieser Brauch hat sich bewährt. Die Andacht, mit der methodistische Kinder Brot und Wein entgegennahmen, war beeindruckend.

Eine weitere Neuerung: Statt Wein wurde Traubensaft gereicht, um Alkoholkranken die Teilnahme zu ermöglichen. Für den methodistischen Amtsbruder war dies kein Problem. Es wurde zum Problem, als er eigene methodistische Gottesdienste in unserem neuen Gemeindezentrum im Wechsel mit den Gottesdiensten der Versöhnungsgemeinde hielt, die von allen Methodisten und Evangelischen in gleicher Weise besucht wurden. Plötzlich sah er sich an den früher gefassten Beschluss nicht mehr gebunden. Im Neuen Testament sei vom Wein die Rede. Das allein sei schriftgemäß, auch wenn der Methodismus weltweit sich zum größten Teil bereits auf Trau-

bensaft umgestellt hatte. Sollte dies die Abendmahlsgemeinschaft trennen? Erst auf Drängen seines Bischofs konnte sich unser Bruder dazu überwinden, wieder Traubensaft statt Wein zu reichen.

So gab es mancherlei Probleme, Bewährungsproben, die viel Zeit und Nervenkraft und Verständnis für den Andersdenkenden erforderten. Immer aber ging es darum, die Schwelle so niedrig wie möglich zu halten, um den Außenstehenden den Zugang zum Evangelium nicht zu erschweren. Die Schwelle war noch hoch genug. Dafür sorgten schon ganz andere. Die Gefahr einer billigen Gnade war nicht gegeben.

Das Gemeindezentrum in der Maratstraße

Wie war es überhaupt zum Bau von Kirchen und Gemeindehäusern in Neubaugebieten gekommen? In den 70er Jahren hatte eine Delegation aus Kanada die Deutsche Demokratische Republik besucht. Sie besichtigte auch die neu entstandenen sozialistischen Städte und fragte bei den staatlichen Stellen an: "Wo sammeln sich die Christen? In den Wohnungen? Reicht das aus? Warum gibt es keine Kirchen?" Diese Fragen gaben den Anstoß. Die Kirchen konnten Mitte der siebziger Jahre beim Staat ihren Bedarf anmelden. 40 Projekte wurden genannt. Westdeutsche Kirchen waren bereit, den Bau zu finanzieren. Die Regierung der DDR stellte dafür Firmen und Baumaterial zur Verfügung.

Als erste Gemeinde in Berlin-Brandenburg erhielt Eisenhüttenstadt ein Gemeindezentrum. Ursprünglich hatte sich die Gemeinde mit einem Wohnwagen der Gossner Mission behelfen müssen. Später sammelte sie sich in einer Baracke. Walter Ulbricht hatte erklärt, es werde in Eisenhüttenstadt keine Kirche geben. Zwanzig Jahre später war der Weg freigegeben zum Bau einer Kirche. Der Staat war mit einem Mal selber daran interessiert, um auf diese Weise harte Währung zu erhalten. In Eisenhüttenstadt entstand ein Gemeindezentrum aus Beton und Glas. Dach und Außenwände waren zum Teil mit Kupfer verkleidet. Wir haben es besichtigt, um Anregungen für den Bau unseres Gemeindezentrums zu gewinnen. Ein stattliches Gebäude mit gläsernen Wänden. Die Kirche sollte durchsichtig sein. Aber was in dem einen Raum geschah, sah und hörte man in dem anderen mit. Man fühlte sich beobachtet und abgelenkt. Einen Raum ungestörter Stille und Sammlung gab es nicht.

Um so mehr war der Bauausschuss unserer Gemeindeleitung auf der Hut, damit die Mängel von Eisenhüttenstadt vermieden würden. Unzählige Sitzungen gab es mit dem Architekten vom Kirchlichen Bauamt, ein Ringen um jeden Meter Raum setzte ein. Ein Kirchsaal von 10 x 10 m, dazu ein Foyer und ein Gemeinderaum, um die der Kirchsaal an großen Festtagen erweitert werden konnte, eine kleine Teeküche, ein Büroraum, ein

Sprechzimmer, das beide Pfarrer und der Diakon teilen sollten, und zwei Abstellräume, das war alles. Kein Raum für die Jugendarbeit, der entsprechend gestaltet werden könnte. Und das Wohnhaus, das ursprünglich für zwei bis drei Mitarbeiter geplant war, sollte ebenerdig mit nur einer Wohnung erbaut werden. Da aber protestierte unser Gemeindegemeinderat mit einem geharnischten Schreiben an die Kirchenleitung. Es sei Wahnsinn, das Dach nach einigen Jahren noch einmal aufreißen zu müssen, um aufzustocken. Und ob dazu dann die Baugenehmigung erteilt würde? Wie sollten wir auch eine Katechetin gewinnen, wenn wir ihr keine Wohnung bieten könnten? Die Eingabe fand Gehör. Auch die zweite Wohnung wurde bewilligt. Der ganze Bau aber wurde von Jahr zu Jahr aufgeschoben. Das Kirchliche Bauamt war überlastet, und die Finanzen aus der Bundesrepublik flossen immer spärlicher. Im Jahre 1980 war der Bauplatz bereits von den staatlichen Behörden angewiesen worden. Jahr für Jahr drängten sie: "Wann fangt Ihr endlich an?" Erst im Oktober 1985 erfolgte die Grundsteinlegung unter großer Anteilnahme der Gemeinde. Meine Frau, die bereits im Ruhestand war, sollte die ersten Hammerschläge tun, dann unser Generalsuperintendent Dr. Günter Krusche, ein methodistisches Gemeindeglied und ein Generalsuperintendent aus Indien als Vertreter der Ökumene. Altbischof Dr. Albrecht Schönherr hielt die Ansprache. Gundulas Spruch zur Grundsteinlegung lautete: *"Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus"*. (1.Kor.3,11).

Von da an ging es zügig voran. Die Baufirma tat ihr möglichstes, und Pfarrer Buntrock sorgte für die Bauarbeiter in vorbildlicher Weise. Am 11. Oktober 1985 war die Grundsteinlegung erfolgt. Am 10. Januar 1986 war bereits Richtfest. Am 1. Advent fand die Einweihung statt.

Es war ein feierlicher Akt: der Einzug der Bischöfe, der Pfarrer und Ältesten, die Übergabe der Bibel und der Altargeräte, die Ansprachen von Bischof Dr. Gottfried Forck und von Bischof Dr. Rüdiger Minor von der Evangelisch-Methodistischen Kirche. Das Haus war überfüllt, es konnte die Menschenmassen kaum fassen. Das westliche Fernsehen interviewte Gundula.

"Wie entstand hier Gemeinde?" Sie gab freimütig Auskunft, als hätte sie von jeher nichts anderes getan. Dabei stand sie zum ersten Mal vor einer Fernsehkamera, völlig unvorbereitet. Im "Heute Journal" des ZDF erschien die Sendung am nächsten Tag. So war unser Gemeindezentrum plötzlich weltweit bekannt geworden.

Eine ganze Einweihungswoche wurde mit Seniorenkaffeetrinken, Kindernachmittag und Junger Gemeinde begangen. Den Abschluss bildete ein Kirchenkonzert. Der Oboist war Musiker an der Komischen Oper. Er gehörte mit seiner Frau einem unserer Hauskreise an. Am Cembalo aber saß ein Sohn des verstorbenen Superintendenten von Pankow.

Noch aber gab es viel zu tun. Das gesamte Grundstück, das eigentlich aus drei Grundstücken bestand und das wir gegen Kirchenland in Alt-Marzahn eingetauscht hatten, war noch ein einziger Bauplatz mit Schutthalden und Abraumbergen, ohne Zaun, ohne Weg und Steg. In freiwilligen Sonnabendvormittagseinsätzen wurde das Gelände enttrümmert, und erste Sträucher wurden gepflanzt. Die gesamte Gartenanlage durften wir jedoch nicht gestalten. Das Kirchliche Bauamt beauftragte eine Gartenbaufirma. Wir durften lediglich ein paar Wünsche äußern. Die ganze Anlage kostete dann noch einmal eine halbe Million Ostmark. Erst kurz vor dem Berliner Kirchentag im Juni 1987 wurde die Firma fertig; Rollrasenflächen, Bäume und Büsche wirkten wunderschön. Es wurde ein idealer Tummelplatz für Groß und Klein, für Sommerfeste und ähnliche Veranstaltungen.

Ruhestand

Loslassen lernen, reisen können, dienen dürfen, - das sind die Erfahrungen meines Ruhestandes.

Loslassen lernen.

Gelassenheit, wie sie der Pfarrerssohn und Philosoph Martin Heidegger treffend charakterisiert hat als die Fähigkeit, etwas sein lassen zu können, Aufgaben einem anderen zu überlassen, eine Aufgabe aufzugeben, - das will gelernt sein.

Ich hatte schon früh genug Gelegenheit dazu: In Mahlsdorf war ich durch Krankheit genötigt, zu meiner Entlastung Mitarbeiter zuzurüsten. Loslassen, das galt es, als ich den mir so lieb gewordenen Dienst an der Gemeinde nach nur 6 Jahren aufgeben musste, um für die Leitung des Sprachenkonvikts frei zu sein. Loslassen - darum ging es auch am Paulinum Jahr für Jahr: ein Jahrgang ging, ein anderer kam, und immer wieder hieß es, junge Menschen in den Dienst zu entlassen, die einem ans Herz gewachsen waren.

Die Aufgabe meines Direktorats mit Beginn des Ruhestandes war mir nicht schwer geworden, wusste ich die Leitung doch in guten Händen. Auch konnte ich meine Lehrtätigkeit, wenn auch verringert, noch fünf volle Jahre lang fortsetzen. Dann aber standen drei größere Operationen bevor. Da war meine Mitarbeit am Paulinum nicht länger zu verantworten.

Dienen dürfen.

Es ist ein großes, unverdientes Geschenk, trotz zunehmendem Alter und abnehmender Kraft dienen zu dürfen. Die Erfahrung, dass ich nicht ins Leere fiel und weiter gebraucht wurde, arbeiten können ohne Stress, die Freiheit, auch einmal einen Dienst nicht zu übernehmen und Zeit zu haben - das alles sind Annehmlichkeiten des Ruhestandes.

Die Aufgaben ergaben sich wie von selber. Zuerst war da die Versöhnungsgemeinde Marzahn. Gundula hatte sich mit Beginn ihres Ruhestandes sehr bewusst aus allem herausgehalten, so sehr man ihre Mitarbeit im Gemeindegemeinderat und auch sonst erbeten hatte. Sie wollte Pfarrer Buntrock und ihrer Nachfolgerin, Pastorin Vogel, nicht im Wege sein, damit diese sich frei entfalten könnten. Ich als einfaches Gemeindeglied

brauchte diese Zurückhaltung nicht zu wahren. Sehr bald wurde ich in den Gemeindebeirat berufen und in den Ausschuss für Gemeindeaufbau. Vor allem aber wurde ich immer wieder um Bibelarbeit in Hauskreisen, weit über die eigene Gemeinde hinaus, gebeten. Meist begann ich mit einer provozierenden Frage, und schon waren wir mitten im Gespräch. Erstaunlich, was die Gesprächsteilnehmer selber am biblischen Text entdeckten, mitunter Erkenntnisse, auf die ich noch nicht einmal gekommen war. Es war niemals langweilig, sondern immer brandaktuell und existentiell bis in den ganz persönlichen Bereich hinein. Das gelang nicht nur im kleinen Kreis, sondern auch auf größeren Tagungen, etwa des Jungmännerwerkes und des westdeutschen CVJM oder der Evangelischen Bruderschaft, die Professor Hans Joachim Iwand geprägt hatte, nicht zu vergessen die Semesteranfangsrüsten des Paulinums in Woltersdorf bei Erkner mit 60 Studenten, von denen ich kaum noch einen einzigen kannte.

Aber auch als "Zeitzeuge" wurde ich gefragt: Wie war das damals im Kirchenkampf der Bekennenden Kirche? Gibt es Parallelen zur Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in der DDR? Was ist von den damaligen Erfahrungen der Kirche geblieben? Oder ich wurde nach der Lagergemeinde in russischer Kriegsgefangenschaft gefragt.

Ein weiteres Arbeitsfeld war die Arbeitsgemeinschaft "Pietismus und Theologie", die den Pietismus den Theologen und die Ergebnisse der Theologie pietistischen Kreisen vertraut machen wollte. Alle zwei Jahre fand eine Tagung statt, mit 40 bis 50 Teilnehmern aus allen Landeskirchen der DDR, Freikirchen und Ausbildungsstätten und dem Gnadauer Gemeinschaftswerk.

Ein besonderes Aufgabengebiet in meinem Ruhestand wurde die Berliner Stadtmission. 1967 war ich Vorsitzender des Vorstandes als Nachfolger von Erich Andler geworden. Je länger je mehr gewann dieser Vorstand Bedeutung. Aus einem winzigen Gremium von nur 4, 5 Teilnehmern wurde eine arbeitsfähige Gruppe von Laien und Mitarbeitern. Fast alle Stadtmissionsgemeinden waren vertreten. Auf die Arbeit der Basis kam es an; da gab es kein "Oben" und "Unten". Kampfabstimmung-

gen hat es so gut wie nie gegeben. Die Stadtmission im Berliner Osten verstand sich im Unterschied zur Stadtmission West nicht mehr als Verein, sondern als ein Werk der Kirche; nicht nur, um unter dem Dach der Kirche Schutz zu suchen, weil es Vereine nicht mehr geben durfte. Alle Stadtmissionare wurden ordiniert, waren also berechtigt, Amtshandlungen vorzunehmen, Konfirmationen und Abendmahlsfeiern zu halten. Ein Superintendent der Innenstadt und unser Generalsuperintendent, gelegentlich auch der Konsistorialpräsident, waren uns bei unseren Beratungen eine große Hilfe.

Die Stadtmissionsgemeinden waren wirklich missionierende Gemeinden, weit über die Grenzen der Großstadt hinaus, und wussten sich zugleich für die Alters- und Pflegeheime der Stadtmission verantwortlich. In fast allen ihren Gemeinden bin ich zum Predigtamt gewesen, zu Bibelarbeiten oder Vorträgen in Gesprächskreisen und habe 1990 zur Wiedervereinigung der 1961 zwangsweise getrennten Stadtmission beigetragen. Auch die Verhandlungen um die Erhaltung und Rekonstruktion des Christlichen Hospizes am Bahnhof Friedrichstraße, eine Gründung der Berliner Stadtmission aus dem Jahre 1910 und Begegnungsstätte für viele Menschen aus Ost und West, sowie noch viele andere Aufgaben wären hier zu nennen.

Ende und Neuanfang

Es kam der 7. Oktober 1989, die 40-Jahrfeier der DDR, heran. Ich hatte am 6. Oktober, einen Tag vor dem Jubiläum, in Dresden einen Vortrag zu halten. Thema: "Die Zehn Gebote, eine Lebenshilfe Gottes für uns". So jedenfalls war es seit einem Jahr im Rahmen einer Vortragsreihe der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft geplant.

Ich stand auf dem Fernbahnsteig in Berlin-Lichtenberg und wartete auf den Zug. Werde ich überhaupt nach Dresden kommen? Die Züge dorthin waren überfüllt, die Ausreisewelle über die Prager Botschaft der Bundesrepublik war voll im Gange. Auf dem anderen Gleis des Bahnsteigs war ein Zug eingefahren. Eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich aus den Wagen. Der ganze Bahnsteig war überfüllt. Lauter Blauhemden, FDJ, die zu den Jubiläumsfeierlichkeiten aus der ganzen Republik antransportiert wurden. Finstere, verschlossene Gesichter, von Begeisterung keine Spur. Aber jetzt fuhr auch mein D-Zug ein. Er wurde voll, war aber nicht überfüllt. Wir trafen auch pünktlich in Dresden auf dem Hauptbahnhof ein. Dort war ein heillooses Durcheinander. Mein Gastgeber hatte schon Sorge gehabt, ob ich überhaupt käme. "Sie wissen ja gar nicht, was hier los ist. Gestern haben Menschenmassen den Bahnhof gestürmt, um auf die durchfahrenden Züge aufzuspringen und sich die Ausreise in die Bundesrepublik zu erzwingen. Polizei und Feuerwehr rückten an, um mit Wasserwerfern die Ausreiseentschlossenen zu vertreiben. Es kam zu einer regelrechten Schlägerei. 90 Verletzte liegen in den Krankenhäusern. Die Menschenmassen haben vor Wut, dass sie nicht mitkamen, das Bahnhofsgebäude demoliert, Schaufenster zerschlagen, Pflastersteine herausgerissen und Barrikaden errichtet. So etwas hat Dresden noch nie erlebt."

Jetzt saßen wir in der Sakristei der Annenkirche und verzehrten die Brote, die mein Gastgeber mitgebracht hatte. "Die Vortragsabende in der Annenkirche sind immer gut besucht. Aber wie es heute wird, kann niemand sagen. Wer wird sich nach der gestrigen Nacht noch abends auf die Straße wagen? Und es kann noch Schlimmeres passieren. Die Kreuzkirche ist

ganz in der Nähe. Sie ist überfüllt von Demonstranten, die Superintendent Christof Ziemer zu beruhigen sucht. Es kann passieren, dass ein Teil der Demonstranten auch hier hereindrängt; was dann geschieht, weiß niemand. Sie müssen auf alles gefasst sein!"

Ich war auf alles gefasst. Als wir dann pünktlich um 19,30 Uhr die Kirche betraten, war sie gut gefüllt. Es herrschte eine atemlose Stille. Ich spürte die Erwartung im Raum. Hier brauchten Menschen Hilfe. Sie hatten das, was in ihrer Stadt geschah, noch nicht bewältigt.

"Wie soll es weitergehen? So kann es doch nicht weitergehen! So darf es nicht weitergehen. Wir wollen Veränderung. Gott will Veränderung. Denkt um! Stellt euch um, ruft Jesus. Und auch die Zehn Gebote sind ein einziger Ruf zur Umkehr, zur Perestroika, zu neuem Denken". So hatte ich meinen Vortrag begonnen. Ich hatte ihn vorbereitet zu Hause, in Berlin, ohne zu ahnen, was in Dresden geschehen würde. Ich merkte nur, dass ich mit den Geboten ins Schwarze traf. Die Sklaverei in Ägypten lag hinter dem Volk. Die Gebote waren Wegweiser auf dem Weg in die Freiheit, die für die Menschen noch völlig ungewohnt war, mit der sie noch nichts anzufangen wussten.

Das erste Gebot: *"Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben!"* Das war die Befreiung von allen anderen Herren und Mächten. Das fünfte Gebot: Nicht töten, keine Gewalt! Das siebte Gebot: Nicht stehlen! Wie aber gehen wir mit dem Eigentum anderer um? Ich musste an den demolierten Bahnhof und die zerschlagenen Fensterscheiben denken. Vor allem aber das achte Gebot gab uns zu denken: Keine falschen Zeugenaussagen! - "Jetzt wird nicht mehr gelogen", hatte mir eine Frau unserer Versöhnungsgemeinde Marzahn gesagt. "Wenn die Genossen uns zu einem Hausfest einladen, hatten wir immer Ausreden parat. Aber jetzt wird nicht mehr gelogen. Wenn sie uns zur 40-Jahrfeier einladen, werde ich ihnen sagen: Wir haben keinen Grund zum Feiern, aber allen Grund zum Nachdenken".

Aber das achte Gebot sagt ja noch mehr: Nicht diffamieren! Das gilt uns vor allem den Ausländern, aber auch allen Andersdenkenden gegenüber. Und nicht denunzieren! "Der größ-

te Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant", sagt der Volksmund. Wie aber gehen wir mit einem solchen Menschen um? Bedenken wir, dass die meisten Denunzianten selber erpresst, zu Opfern der Stasi geworden sind? Endlich das neunte und zehnte Gebot: Nicht begehren! Nicht nach dem Westen schielen! Nicht auswandern; hier werden wir gebraucht!

Aber sind wir angesichts solcher Forderungen nicht total überfordert? Nicht, wenn wir begreifen, wen wir zum Helfer haben. *"Ich bin der Herr, dein Gott, dein Helfer!"* Im hebräischen Text der Gebote steht nicht: "Du sollst! ...Du sollst nicht...", sondern du hast keine anderen Götter. Du hast gar keine andere Wahl. Und in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments steht sogar das Futur: " Du wirst nicht töten! Du wirst nicht stehlen, nicht mehr lügen, nicht denunzieren. Auch wenn andere das tun - du nicht!

Die Gebote Gottes sind Verheißungen. Auch wenn es dir jetzt noch nicht gelingen sollte, aber du wirst - !"

Soweit einige Sätze aus meinem Vortrag. Hinterher sprach mich ein früherer Internatsleiter des Paulinums an, jetzt Pfarrer in Radebeul: Er habe nicht gewusst, dass die Zehn Gebote so viel Evangelium enthalten. - Der Veranstalter aber berichtete mir nach Abschluss des Abends von einem Trupp Demonstranten, die hereingeströmt waren, als ich gerade begann. Sie hätten Mund und Nase aufgesperrt und sich ganz leise noch einen Platz gesucht. Die atemlose Stille blieb während des ganzen einstündigen Vortrags. Die Situation des 6. Oktober 1989 in Dresden war mir zugute gekommen.

Ende und Neuanfang? Für die DDR war es das Ende. Aber war es ein Neuanfang? Die Leiter in den Betrieben, die Lehrer in den Schulen und die Richter blieben dieselben. Woher sollte man auch so schnell neue Fachkräfte nehmen? Die ehemalige DDR war ein Absatzgebiet der bundesdeutschen Wirtschaft geworden, die erhofften Investitionen kamen nur zögernd in Gang. Und das war verständlich, solange die Eigentumsverhältnisse von Häusern, Firmen und Grundstücken nicht geklärt waren. Und das würde noch Jahre dauern und eine Flut von Prozessen auslösen.

Die Mauer war gefallen. Wir konnten reisen! Wir konnten frei und offen unsere Meinung sagen. Wir brauchten keine Angst mehr zu haben vor einer allmächtigen Stasi. Aber die Angst um den Arbeitsplatz verschloss den Menschen den Mund. Denn die sich zu äußern wagten, waren die Ersten, die von den alten Chefs entlassen wurden. Unsere Zeitungen äußerten sich erstaunlich offen. Das Fernsehen konnte sich sehen lassen, aber sein 1. Programm wurde eingespart. Die Mauer war gefallen, aber mit der Öffnung der Mauer kam anderes herein: Nicht nur westliche Waren und eine Flut von Werbeprospekten, sondern auch der Drogenhandel; und Einbrüche am laufenden Band, nicht nur in Banken; und Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus, die bisher nur verdeckt existierten; und Terrorismus, Häuserbesetzungen, wahre Straßenschlachten mit der Polizei. Die Mauer war gefallen, aber neue Mauern wuchsen in den Köpfen und Herzen.

In den Gemeinden hatte sich wenig verändert. Der Gottesdienstbesuch war und blieb schlecht. Die Zeit der überfüllten Friedensgottesdienste war vorbei. Die Friedensdekade wurde wenig besucht, vielerorts fand sie überhaupt nicht mehr statt. Und das trotz drohender Kriegsgefahr am Golf. Dort aber, wo die Friedensdekade gehalten wurde, war sie umso intensiver. Gemeindeglieder kamen kaum, dafür aber waren erstmalig einige Mitglieder der PDS dabei. Erstaunlich offen und selbstkritisch beteiligten sie sich am Gespräch zu Themen, die nicht aktueller sein konnten: "Ausländer unter uns", "Jüdische Mitbürger unter uns", "Gerechtigkeit unter uns". Ein ehemaliger Leutnant der Nationalen Volksarmee sagte mir hinterher: So habe er Kirche noch nie erlebt. Dass so etwas möglich sei! - Es war ein Lernprozess für alle Teilnehmer.

Durch unsere Kreiskatechetin wurde ich in eine Schule in Neuenhagen gebeten. Acht Lehrer und Lehrerinnen der Biologie waren gekommen zu dem Thema: "Unsere Erde - Gottes Schöpfung?" Es gab ein sehr offenes, lebendiges Gespräch mit: ganz persönlichen und gesellschaftlichen Beiträgen. Sozialismus? Viele können dieses Wort schon nicht mehr hören, verständlicherweise. Doch der "real existierende Sozialismus" war ja gar kein Sozialismus gewesen. Er war ein Verrat am

Sozialismus. Und einen demokratischen Sozialismus hat es überhaupt noch nicht gegeben, noch in keinem Land. Illusionen aufgeben! Aber Utopien müssen sein. Auch wir Christen haben unsere Utopien: Schwerter zu Pflugscharen! Neuer Himmel, neue Erde! Ist das alles falsch?

Aufgaben gibt es genug. Diese Zeit des Umbruchs ist eine einzige Herausforderung an uns, sich für das Recht der Benachteiligten einzusetzen. Vergangenheitsbewältigung, Verarbeitung statt Verdrängung, Abbau von Feindbildern und Vorurteilen, Versöhnung statt Hass, Hoffnung statt Angst. "Eine Hoffnung lernt gehen".

Ende und Neuanfang? Wir wollen hoffen, dass die alten Machtstrukturen restlos zerschlagen werden. Wir wollen dazu beitragen, dass es ein Neuanfang wird.

Ende und Neuanfang - das hatte meine Generation ja bereits mehrfach erlebt, 1918 und 1933 und 1945. Wie viele Hoffnungen und welche Enttäuschungen! Wie wird die Wende des Jahres 1990 ausgehen?

Ende und Neuanfang, das soll nach der Verheißung der Bibel auch das Ende eines Menschenlebens sein, Neuanfang in einem noch ganz anderen, unvorstellbaren Sinn.

Ende und Neuanfang, das gilt in vollendeter Weise umfassend für den neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt (2. Petrus 3,13).

Wirklichkeit kann es nur werden durch den, der verheißen hat: "*Ich mache a l l e s neu*". (Offenbarung 21,5).

Abgeschlossen am 15. Dezember 1990